Unter dem Kreuze.

Zweiter Band.

Unter dem Kreuze.

Historischer Roman

von

Karl Berkow.

Zweiter Band.

Berlin, 1888.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Der Plan der geheimen Anhänger Oraniens, sich der Person des Statthalters zu bemächtigen, obwohl für kurze Zeit zurückgedrängt, begann von Neuem feste Gestalt zu gewinnen. Die ihm feindliche Partei glaubte in solcher Weise am leichtesten zum Siege über ihre Gegner zu gelangen und indem sie Philipps Bruder in Gefangenschaft behielt, mit geringer Mühe und ohne Blutvergießen den König zur Gewährung ihrer sich steigernden Forderungen zu bestimmen. Wie weit sich diese Hoffnungen erfüllt hätten, ließ sich freilich nicht voraussehen; Philipps Neigung zu dem Bruder, in welchem er längst einen gefährlichen Nebenbuhler in den Sympathien des eigenen Volkes erkannt, war nicht so groß, um für ihn sich zu ungewöhnlichen Opfern zu verstehen, aber dennoch meinte eine große Anzahl der „Patrioten“ an den ursprünglichen Plan einer Festnahme des

Regenten die weitgehendsten Erwartungen knüpfen zu dürfen.

Juan argwöhnte ein derartiges Unternehmen gegen seine Person; seine Zuversicht, durch die eigene Großmut die Achtung seiner Gegner zu erwerben, war geschwunden, seit er erkennen mußte, wie sehr die Stimmung in Brüssel gegen ihn in kurzen Monaten sich gewandelt. Eine tiefe Niedergeschlagenheit begann sich seiner zu bemächtigen, welche durch die Ueberzeugung noch verstärkt wurde, daß er schutzlos, aber auch machtlos, einem Volke preisgegeben war, das in ihm ein künftiges Werkzeug spanischer Tyrannei oder ein bequemes Mittel erblickte, auf dieselbe einen Gegendruck zu üben, der sie für immer von dem verhaßten Joche befreite. Noch hielten die Adelshäupter Brüssels wohl zu ihm, doch auch ihnen vermochte er sein volles Vertrauen nicht mehr zu schenken, wiewohl er sich mühte, sie sich geneigt zu erhalten, um mit ihnen nicht die letzte Stütze zu verlieren.

Sicherer, als auf sie, konnte er auf die jüngeren Ritter bauen, die sein Heldenruhm mit ungeteilter Bewunderung erfüllte. Hendrik d'Avré und die drei Söhne des Grafen Barlaimont bildeten fast immer sein Gefolge, dem sich eine Schaar anderer Edelleute

anschloß, welche die unbestimmte Erwartung hegten, unter seinen Fahnen dereinst zu Kämpfen und zu Siegen zu gelangen, wie es allen Denen zu Teil geworden, welchen das Glück gelächelt, seinen Kriegszügen im fernen Süden folgen zu dürfen. Doch es war nicht offener Kampf, dies fühlte Juan, der ihn unter den gegebenen Verhältnissen erwartete; besaß er doch nicht einmal ein Heer, um im Falle eines Angriffes sich gegen seine Feinde zu verteidigen, nicht einen befestigten Platz, den nicht einheimische Commandanten befehligten und von dem er sich sagen konnte, daß er ein Bollwerk für ihn bilden würde, statt sich feindlich gegen ihn zu wenden. Der Entschluß reifte allmälig in ihm, Brüssel zu verlassen und an einen Ort sich zu begeben, der, den oranischen Einflüssen nicht unbedingt geneigt, ihm größere Sicherheit bot, die kommenden Dinge zu erwarten oder sich in Verteidigungszustand zu setzen.

Noch hatten die deutschen Söldner, welche ihre Löhnung nicht bezahlt erhalten, das Land nicht verlassen und ein Teil derselben befand sich in Mecheln, wo sie ihre Verabschiedung erwarteten. In ihre Mitte wollte sich Juan begeben, um im Falle eines Verrates Seitens der Niederländer der Hülfe Jener gewiß zu sein. Die Obersten der deutschen Fähnlein

Fugger, Frondsberg und Polweiler waren ebenfalls noch dort; es konnte keinen Verdacht erwecken, wenn der Regent sich dahin begab, um mit ihnen persönlich über Abzug oder Bleiben der Söldner zu verhandeln. Es waren jedoch nicht äußere Gründe allein, die Juan bestimmten die Hauptstadt zu verlassen; er wünschte eben so sehr, wie den Nachstellungen der oranischen Partei zu entgehen, eine Trennung von Marguèrite d'Avré herbeizuführen, deren eifersüchtige Liebe ihm seit einiger Zeit schon lästig und bedrückend zu werden begonnen. Zufall war es gewesen, der dieses Band geknüpft und der Zufall mochte es wieder lösen, das zur unerträglichen Fessel für ihn zu werden drohte, wenn es ihm nicht gelang, sich davon zu befreien.

So nach allen Richtungen hin aus einem Orte gedrängt, der ihm mit jedem Tage ein unerquicklicherer Aufenthalt zu werden schien, traf er im Stillen seine Vorbereitungen zu seiner Uebersiedelung nach Mecheln und verständigte von seinem Entschlusse vorläufig nur wenige seiner Getreuen, um nicht doch noch auf unerwartete Hindernisse zu stoßen, welche die Brüsseler ihm in den Weg legen konnten. Hendrik gehörte zu denjenigen, welche Juan in seinen Plan, die Hauptstadt für einige Zeit zu verlassen, eingeweiht; auf

einem Morgenritte, den er in seiner Begleitung unternommen, teilte er ihm in unbefangener Weise sein Vorhaben mit, die Obersten der deutschen Söldner sprechen zu wollen und gab ihm den Auftrag einige der Ritter, die er ihm nannte, aufzufordern ihn zu begleiten. Hendrik versprach bereitwillig den Befehlen seines Herrn nachzukommen; er begab sich sofort, nachdem Juan ihn verabschiedet, in seine Wohnung, das Nötige zu veranlassen und sich selbst für einen möglichen schnellen Aufbruch vorzubereiten. Er war im Begriffe seine Gefährten aufzusuchen, um sich mit ihnen über den Plan des Prinzen zu verständigen, als sein Oheim, der Marquis d'Avré, unter der Thür seines Hauses ihm entgegen trat.

„Komme mit mir, Hendrik," sagte er kurz, „ich habe mit Dir zu sprechen."

Der junge Mann folgte schweigend dem Voranschreitenden in sein Zimmer, das sich gesondert von den Gemächern seiner Gemahlin, am äußersten Ende des Corridors befand. Herr von Avré verschloß die Thür hinter sich und trat dann zu seinem Neffen, der einigermaßen überrascht der Eröffnung harrte, welche sein Oheim ihm zu machen haben werde.

„Ich muß eine Frage an Dich richten, Hendrik," begann der Marquis, „die Dich befremden wird,

doch bin ich sicher, daß Du sie Deiner Mannesehre gemäß beantworten wirst, selbst, wenn sie Dir einen Augenblick der Beschämung nicht ersparen könnte. — So sage mir zunächst, wann Du am verflossenen Abend, den Du, wie ich mich erinnere, mit Charles Meghem und Ludwig Egmont zuzubringen gedachtest, nach Hause zurückkehrtest."

„Es mag nicht fern von Mitternacht gewesen sein, mein Oheim," antwortete Hendrik, noch immer ungewiß, was Herrn von Avré veranlaßte, nach diesem völlig gleichgültigen Umstande zu fragen, „wir machten eine Kahnfahrt auf dem Teiche und verplauderten in Egmonts Garten noch einige Zeit, daher wurde es später, als wir dachten; aber welchen Grund habt Ihr dergleichen zu erforschen, was Euch doch sonst nie kümmerte?"

„Gemach, gemach, Du sollst es sogleich wissen," sagte Herr von Avré kühl, „und als Du heimkehrtest, welchen Weg nahmest Du, um in Deine Zimmer zu gelangen?"

„Den üblichen, den ich auch sonst stets wähle, durch den Garten, auf welchen das Thor zum Seitenflügel Eures Hauses sich öffnet; ich wollte es vermeiden den Thürhüter aufzustören, da ich die Seitenpforte unverschlossen wußte."

Der Marquis blickte ihn scharf an. „Du irrst Dich nicht, Hendrik, Dein Weg führte Dich nicht an den Zimmern Deiner Base vorbei, die sich in dem entgegengesetzten Flügel befinden?“ fragte er langsam.

Ueber Hendriks Antlitz ging eine fliegende Röte. „Mein Oheim,“ rief er aufbrausend, „hätte ich nicht Grund Euch gleich meinem eigenen Vater zu ehren, nur dieser Degen hier dürfte Euch die Antwort auf eine solche Frage geben.“ —

„Du warst es demnach nicht, bei Deiner Ehre schwöre es mir, Hendrik, der heute Nacht aus jenem Teile meines Hauses und dann durch den Garten entwich, bei seiner Flucht die Agraffe hier zurücklassend, die ihm offenbar entfallen?“

„Ich schwöre Euch bei meiner Ehre, daß ich meiner Base Zimmer niemals noch betrat und niemals dem verwegenen Gedanken Raum gab, ihr anders zu nahen, als es die Stellung mir gestattet, die Ihr mir als dem nächsten Blutsfreunde Eures Hauses angewiesen. Meine Zuneigung für Eure holde Tochter, die ich wie eine Schwester ehre und liebe, braucht nicht das Wissen Anderer oder das Licht der Welt zu scheuen.“

Die Augen des Marquis hefteten sich durchdringend auf den jungen Ritter.

„Ich hatte noch niemals Ursache Deinem Worte zu mißtrauen und auch heute muß ich Dir glauben, doch wenn es nicht Dein Eigentum war, das zum Verräter an Dir hätte werden können, vermagst Du mir zu sagen, wem die Agraffe hier gehört?"

Er hielt dem Neffen eine Achselschleife entgegen, welche durch einen aus Edelsteinen gebildeten Halbmond zusammen genestelt war und bei deren Anblick Hendrik erblaßte.

„Die Schleife glaube ich zu kennen," sprach er zögernd, „doch, mein Oheim, wollet mir erlassen Euch mitzuteilen, bei wem ich sie unlängst sah."

„Das ist mir unmöglich," erwiderte Herr von Avré kalt. „Meines Hauses Ehre gebietet mir dem Frevler nachzuforschen, der heute Nacht in dasselbe gedrungen, gleichviel in welcher Absicht, um ihn zur Verantwortung zu ziehen, sobald ich ihn entdeckt. — Noch einmal, Hendrik, wem gehört die Schleife?"

„Dem Prinzen-Statthalter, Don Juan d'Austria," antwortete Hendrik mit halber Stimme.

Der Marquis war ihm um einen Schritt näher getreten. „Du hast die Tragweite Deiner Behauptung wohl ermessen?" fragte er nachdrücklich. „Du bist gewiß, daß Deine Erinnerung Dich nicht täuscht, daß er, der sich unser Herr jetzt nennt, der Eigentümer

dieser Schleife ist, die einer meiner Diener mir heute Morgen überbrachte, in der Meinung, ich habe sie verloren, als ich die Zimmer der Marquise verließ?"

„Ich täusche mich nicht, mein Oheim, wenn ich das seltene Schmuckstück als das erkenne, welches ich bei Don Juan erst kürzlich bewunderte," erwiderte Hendrik.

Der Marquis ließ die Agraffe heftig auf den Tisch neben sich fallen. „Spanischer Dank für eben ihm geleistete Hülfe," sprach er knirschend, „was konnten denn wir Thoren auch von ihm und Seinesgleichen Besseres erwarten, als uns Oranien längst vorhergesagt? Er stiehlt in unser Vertrauen sich, wie in unsere Häuser, um seine Hand frevelnd nach unseren Töchtern auszustrecken, achtlos, ob er sich an des Himmels Eigentume selbst versündigt."

„Mein Oheim," unterbrach Hendrik den erzürnten Mann, „obgleich ich kaum daran zu zweifeln wage, daß es der Prinz selbst gewesen, der die Schleife in Eurem Hause verlor, habt Ihr denn schon die Bestätigung, daß Eure Tochter es war, der seine Anwesenheit galt, daß er Charitas gesehen, oder auch nur zu sehen versuchte?"

„Wen sonst, wenn nicht sie?" herrschte der Marquis ihn an.

„Ist Charitas die einzige Dame in Eurem Hause?" war Hendriks gelassene Gegenfrage.

Des Marquis' gerötetes Gesicht wurde plötzlich fahl, doch war er zu stolz seinem Neffen den quälenden Gedanken zu enthüllen, den dieser mit seinen Worten hervorgerufen.

„Ich hoffe nicht, daß Du auf meine Gattin, die Marquise, auch nur den Schatten eines Verdachtes zu werfen beabsichtigst," sagte er strenge, „ich müßte Dich sonst darauf aufmerksam machen, daß ich an dem Blutsfreunde eben sowohl, wie an dem Fremden, jede Beleidigung zu ahnden mich verpflichtet fühle, die man auch nur in Gedanken ihr angethan."

„Armer Betrogener!" dachte Hendrik fast mitleidig; laut jedoch fügte er hinzu: „Es lag mir ferne eine Beleidigung Eurer Gattin zu beabsichtigen; doch eben so wenig kann ich es ertragen, auf Charitas' reinem Haupte einen Verdacht lasten zu sehen, den ihr ganzes Wesen sofort entkräften müßte, wolltet Ihr sie zur Verantwortung ziehen. Sie kennt überdies den Prinzen kaum; Frau Marguèrite — verzeihet, daß ich es ausspreche — verkehrte mit ihm, seitdem sein Fuß die Niederlande betrat, und sie nimmt mit Vorliebe an den Staatsgeschäften Anteil, welche er und Ihr miteinander zu erledigen habt. Es mag ja

ein ganz äußerlicher Grund gewesen sein, der ihm eine geheime Unterredung mit seiner schönen Gönnerin wünschenswert machte."

„Dieser äußerliche Grund, wie Du ihn nennst, wäre für mich nicht triftig genug, um einen derartigen Besuch zu erklären," erwiderte der Marquis, „und da wir in diesem Punkte verschiedener Ansicht bleiben werden, ersuche ich Dich meine Gattin aus dem Bereiche Deiner Voraussetzungen zu entfernen."

Hendrik zuckte die Achseln; er verschmähte es seinem Oheim zu entdecken, in welcher Täuschung derselbe seit Jahren bereits lebte, da ihm diese Art der Rache an einer Frau unritterlich erschien und so begnügte er sich zu bemerken: „An Eurer Stelle würde ich doch erst genauere Erkundigungen über das Ereigniß dieser Nacht einziehen, bevor Ihr die Schuldigen zur Verantwortung ladet. Und wenn wirklich Jemand den Versuch machte, Charitas zu sehen, zu sprechen, sollten denn die Frau Marquise und ihre Dienerinnen nichts vernommen haben, deren Gemächer sich auf dem nämlichen Corridor befinden? Jedenfalls müßtet Ihr, mein Oheim, dies zunächst erforschen."

„Ich werde thun, was mir gut dünkt, ohne eines Anderen Rates für mein Handeln zu bedürfen," entgegnete der Marquis frostig.

Hendrik sah, daß sein Verwandter die Unterredung geendet wünsche. „Befehlet Ihr meine Dienste noch oder gestattet Ihr mir, daß ich mich entferne?“ fragte er.

„Ich werde später vielleicht Dich wieder rufen lassen,“ sagte Herr von Avré, zu seinem Schreibtisch tretend; Hendrik verbeugte sich schweigend und verließ das Gemach.

Der Marquis hatte sich in einen Sessel geworfen und stützte die Stirn in die Hand. So kalt ablehnend er die Worte seines Neffen aufgenommen, sie hatten dennoch ihres Eindrucks nicht verfehlt und ihm eine Möglichkeit vor Augen gestellt, erschreckender, als die vorige, in der er nur die Uebereilung unbesonnener Jugend zu erblicken gewagt. Er hatte die Wahl seiner zweiten Gattin niemals noch bereut; wie sie sich ihm in der ersten Zeit ihrer Ehe zeigte, war sie ihm gegenüber auch geblieben, das gleiche anmutige und bezaubernde Weib, das Aller Herzen sich zu eigen machte und auch sein Herz mit unlösbaren Banden gefesselt hielt. Hatte nicht auch die Sorge, in der er im verflossenen Jahre um sie erzittert, ihn empfinden lassen, daß sie ihm teurer sei, als irgend ein Wesen in der Welt, teurer selbst, als sein einzig Kind, die lebende Erinnerung an eine

Zeit entschwundenen Jugendglückes? Und Hendrik wagte auch nur anzudeuten, daß er sie einer Untreue fähig halte, eines Verrates an ihm, der selbst das Opfer einer dennoch geliebten Tochter nicht zu groß für sie erachtet? Thorheit, Aberwitz, einem ähnlichen Gedanken nachzuhängen; Hendrik stand der Marquise seit langer Zeit kalt, fast feindlich gegenüber; in seiner Zärtlichkeit für die junge Base verfiel er auf den Ausweg, um sie zu retten, Marguèrite anzuschuldigen.

Herr von Avré erhob sich, um hastigen Schrittes im Zimmer auf und nieder zu gehen; wie zufällig streifte sein Blick den großen Spiegel aus venetianischem Glase, der in die Wand eingelassen war und er zuckte leise zusammen, als sein Auge das des Bildes ihm gegenüber traf. Wie ging es zu, daß neben diesen scharf geschnittenen Zügen, diesem ergrauten Haupte auf hagerer, etwas gebückter Gestalt vor seinem Geiste plötzlich eine andere Erscheinung auftauchte, daß er das Phantasiegebild in greifbarer Deutlichkeit vor sich zu erblicken meinte: die Stirne hoch und stolz, von langem blondem Haar umflossen, die blauen Augen feurig und doch voll Milde, die fein geschwungenen Lippen wie zum Scherzeswort, zum Lächeln halb geöffnet, die schlanke, ebenmäßige

Gestalt im vollen Reichtum ihrer Jugend, ihrer Kraft. Und zu den Vorzügen dieser blendenden Erscheinung der Schimmer fürstlicher Geburt und jenes frühen Heldentums, das dem Eigner unvergänglichen Lorbeer zu flechten bestimmt.

Der Marquis wandte sich hastig ab; er vermochte nicht länger dem Vergleiche nachzusinnen, der ihm unerträgliche Pein bereitete, nicht noch klarer sich darüber zu werden, wie beraubt er sich in diesem Augenblicke all jener Vorzüge fühlte, mit welchen das Geschick jenen Jüngling so verschwenderisch überschüttet. Er hatte, in seine Gedanken versenkt, eines wiederholten Klopfens an seiner Thür nicht geachtet; jetzt öffnete sich dieselbe leise; das reizende Gesicht seiner Gattin blickte halb schüchtern, halb schelmisch herein.

„Darf ich kommen?“ fragte ihre helle Silberstimme. „Ihr seid so beschäftigt, mein Gemahl, daß ich schon glaubte, Ihr wäret nicht daheim, als ich keine Antwort erhielt.“

Der Marquis war seiner Gattin entgegengegangen und hatte sie artig zu einem Sitze geleitet. „Tretet immerhin näher, Marguèrite,“ sprach er sich beherrschend, „wäret Ihr nicht gekommen, ich hätte Euch bereits rufen lassen oder Euch selbst aufgesucht.“

„Wirklich?“ lächelte die schöne Frau. „Und was war es, das Euch meine Gegenwart so begehrenswert machte? Doch nichts Wichtiges, wie ich hoffe, und nichts Trauriges, sondern nur das Verlangen mit Eurer Gattin ein wenig zu plaudern?“

„Ob es wichtig oder traurig ist, möget Ihr entscheiden,“ erwiderte Herr von Avré etwas zurückhaltender, als er sonst sich seiner Gemahlin gegenüber zeigte. „Doch zuvor lasset mich Euch sagen, wie ich mich Eures blühenden Aussehens erfreue; man sieht, daß Ihr heute Nacht eine ungestörte Ruhe genossen und den jungen Tag ohne Sorgen begrüßen durftet.“

„Welche Sorge, welcher Kummer sollte mich in Eurem Hause wach erhalten, Casimir?“ entgegnete Marguèrite. „Muß ich es Euch wiederholen, daß zu meinem Glücke mir nicht das Geringste zu fehlen scheint?“

„Möget Ihr stets der nämlichen Ansicht bleiben; doch zu etwas Anderem jetzt. Sahet Ihr unsere Tochter bereits an diesem Morgen?“

„Nein, mein Gemahl; ich habe erst vor wenigen Minuten mein Schlafgemach verlassen und Charitas hatte sich in Begleitung ihrer Kammerfrau in die heilige Messe begeben, ehe ich sie begrüßen konnte.“

Der Marquis trommelte aufgeregt mit den Fingern auf dem vor ihm stehenden Tische; es kostete ihm sichtliche Ueberwindung dem eigentlichen Gegenstande ihres Gespräches jetzt näher kommen zu müssen.

„Ich hatte die Absicht auch Charitas heute Morgen zu mir rufen zu lassen,“ sagte er endlich, „um sie einer Frage zu unterwerfen, die sie — ich hoffe es zu Gott — wahrheitsgemäß beantworten wird.“

„Welche Frage, Casimir? Was ist es denn nur, das Euch so ernst und feierlich macht?“

„Heute früh kam der Gärtner Fransje zu mir, um mir mitzuteilen, daß er in der Nacht einen Mann durch den Garten habe eilen sehen, den er anfänglich für einen Dieb gehalten, aber nicht mehr einzuholen vermochte, als er ihm nachsetzte. Ich gab ihm auf seine Anzeige die entsprechenden Befehle, den Garten fortan sicherer zu verwahren und hätte mir die Angelegenheit aus dem Sinne geschlagen, wenn ich nicht durch einen anderen Umstand auf die Vermutung gebracht worden wäre, daß es nicht Absicht eines gewöhnlichen Raubes war, die einen Fremden in meine Behausung geführt. Eine reichverzierte Schulterschleife, wie sie nur Edelleute hohen Ranges zu besitzen pflegen, wurde heute Morgen auf der Matte gefunden, die den Gang vor den Gemächern unserer Tochter deckt;

wie sie dahin gekommen denke ich in Kurzem erforschen zu können."

Es war ein Glück für Marguèrite, daß sie heute eine doppelte Lage roter Schminke auf die Wangen hatte hauchen lassen, ihr Gemahl hätte sonst die Blässe bemerken müssen, die ihr Antlitz überzog, doch sie gewann es über sich mit blutlosen Lippen zu lächeln, als sie fragte: „Vor Charitas' Thür soll man eine Schleife gefunden haben, die einem fremden Ritter gehört? Wie seltsam!"

„Ja und um so seltsamer, daß diese Agraffe, wie ich vor einer halben Stunde hörte, eines Mannes Eigentum, den wir Beide, auch Ihr, kennen, Marguèrite; sehet her, ob Ihr des Statthalters Schleife in diesem Schmuckstücke wiedererkennet."

Die Augen der Marquise schienen sich zu umfloren, als ihr Gatte die Agraffe ihr zeigte, die Hendrik als Don Juan gehörig erkannt; ihre Hände spielten krampfhaft mit den goldenen Quasten ihres Kleides, um ihr Zittern zu verbergen.

„Der Regent," erwiderte sie, „besitzt so viele kostbare Schmuckstücke, daß es unmöglich, sich all derselben einzeln zu erinnern; es kann leicht sein, daß auch dieses ihm gehört."

„Hendrik behauptet es erst unlängst bei ihm gesehen zu haben."

„Hendrik!" rief die Marquise aus. „Und ihn befragtet Ihr bereits in einer Angelegenheit, die so nahe Eures Hauses Ehre angeht?"

„Hendrik gehört zu dem nämlichen Hause und er trägt unseren Namen; meine Ehre ist die seine. Ich verlangte von ihm zu wissen, ob ihm die Achselschleife gehöre und er verneinte es."

„Der Elende!" klang es in Marguèritens Herzen. „Er verriet aus Rache seinen Herrn. — Ihr sagtet, daß vor Charitas' Zimmer man die Agraffe fand?" fügte sie laut hinzu.

„Nicht vor demselben, doch in nächster Nähe, dicht vor einem Fenster, von welchem aus jener — Unbekannte sich sehr gut auf die Linde zu schwingen vermochte, die unter demselben steht. Bei dem Verlassen des Hauses hat er offenbar die Schleife veroren; habt Ihr eine Erklärung für diesen Vorfall Marguèrite?"

„Nein!"

„Besinnet Euch wohl; ist es Euch jemals aufgefallen, daß der Prinz-Statthalter unsere Tochter beachtete, wisset Ihr, ob er von ihr mehr als nur flüchtig gekannt sei?"

Marguèrite hatte sich etwas gefaßt; ein schneller Gedanke war in ihr aufgetaucht, der zu ihrer eigenen Rettung dienen konnte.

„Ich mußte mit Erstaunen vor ungefähr zwei Wochen gewahren, daß allerdings der Prinz unsere Tochter kenne und sie einer Aufmerksamkeit würdige, die mich überraschte.“

„Und weshalb teiltet Ihr mir diese befremdende Wahrnehmung nicht mit?“ fragte der Marquis.

„Ich legte einer Tändelei zu wenig Wert bei, die mir nichts weiter, als solche zu sein schien.“

„Das beklage ich; Ihr selbst riefet mir so oft in das Gedächtniß, daß Charitas des Himmels Eigentum und Ihr erachtetet es nicht als Eure Pflicht das unerfahrene Kind strenger noch zu behüten, als bisher, da Ihr entdecktet, daß ein Mann sich ihr zu nahen versuchte, dessen verführerisch Wesen Ihr doch wohl genauer kennen mußtet, als sie.“

„Ich, mein Gemahl?“ entgegnete die Marquise spitz. „Muß ich Euch sagen, daß mir Eure Worte sonderbar erscheinen?“

„Mir erscheint es ebenso sonderbar, daß Don Juan unsere Tochter, deren Bestimmung er kennt, mit seinen Nachstellungen bis zu diesem Punkte verfolgen sollte, ohne daß wir den geringsten Anhalt für

eine Neigung Beider haben. Wie, oder sollte er sich in der Thür geirrt haben? Auch Euer Zimmer mündet auf den gleichen Corridor."

Er hatte vielen Mutes bedurft, um die verhängnißvolle Frage auszusprechen und er erschrak sofort, nachdem er sie gethan. Aus Marguèritens Augen schoß abermals jener böse Blick, der Haß und heiße Rachsucht kündete, doch sie war, nachdem der erste Schrecken überwunden, weit davon entfernt, sich einschüchtern zu lassen. Ihre Macht über den alternden Gatten hatte sich bisher stets als untrüglich erwiesen, sie mußte trachten, sie auch in dieser Stunde zu behaupten, die ihm den ersten Zweifel an ihrer Treue erweckt.

Ruhig und stolz richtete sie sich empor. „Ich bitte Euch, die Worte zu wiederholen, Herr von Avré," sagte sie schneidend, „ich kann mir nicht denken, daß ich Euch völlig begriffen. Wollet Ihr andeuten, daß Eure Meinung dahin geht, mich in einem Verdachte zu haben, für welchen jeder Ausdruck mir fehlt?"

Auch Herr von Avré hatte sich erhoben; er ergriff seiner Gattin eiskalte Hand.

„Du weißt, Marguèrite, daß ich aus inniger Liebe zu Dir das Ehebündniß schloß, welches Dich zu der Meinen machte," sprach er, nicht ohne Bewe-

gung, „Du weißt auch, daß ich Dir bis zu dieser Stunde rückhaltslos vertraut. Es liegt mir ferne, Dich mit einem Zweifel kränken zu wollen, der für mich zugleich tiefer Schmerz wäre, doch Du wirst es begreifen, daß ich die Wahrheit in diesem Falle erfahren will und muß. Du schleuderst den Verdacht mit Unwillen von Dir, der nach dem Vorangegangenen ein Glied meines Hauses treffen mußte, so also bleibt er auf unserer Tochter lasten und sie soll sofort vor uns erscheinen, um uns einzugestehen, wie weit sie zu dem Schimpfe Anlaß gab, den jener Fremdling unserem Hause zuzufügen sich nicht scheute."

Seine Hand berührte die Metallrassel vor ihm, um einen Diener herbeizurufen; Marguèrite hemmte durch eine rasche Bewegung sein Vorhaben.

„Mein Gemahl," sprach sie, kaum noch fähig ihres Herzens Angst zu verbergen, mit bebender Stimme, „wenn Ihr dem Vorgange von heute Nacht eine Bedeutung beigelegt, die er vielleicht nicht verdient, so bitte ich Euch wenigstens keiner Uebereilung Euch schuldig zu machen. Wollt Ihr Charitas verhören — wohl, es sei, doch nicht jetzt, in dieser Stunde, die Euch in so hohe Aufregung versetzt; bedenket, daß Ihr sie selbst ein unerfahrenes Kind noch nanntet, daß sie in ihrer Sorglosigkeit sich vielleicht

kaum bewußt, welch hohe Gunst sie einem Manne gewährte, wenn sie ihm wirklich gestattete, sich ihr zu nahen und seid auf Eurer Hut das arme Kind zu strafen, falls Ihr sie schuldig fandet."

„Ein Mädchen ihres Standes, ihrer Erziehung sollte wissen, was sie den Ihren, was sie dem edlen Namen schuldig, den sie trägt," erwiderte der Marquis finster, „die Schwestern, denen ich sie anvertraut, müssen Zucht und Sitte sie gelehrt haben, um sie erkennen zu lassen, was ihr ziemt."

„Das Nämliche sagte ich ihr bereits, als ich sie, wie ich Euch mittheilte, einst im vertrauten Gespräche mit Don Juan traf," entgegnete Marguèrite, „doch sollte es ihm gelungen sein, ihre Neigung zu gewinnen, wird es ihm auch keine Schwierigkeit verursacht haben, ihre Zweifel zu bekämpfen oder sie gar zu einer Unbesonnenheit zu drängen, welche sie sicher schon tief bereut. Lasset mich erst mit ihr sprechen, Casimir, ehe Ihr die Vorwürfe ihr macht, die sie von Euch, dem gütigsten der Väter, um so schwerer treffen müßten."

„Ihr verteidiget mit warmen Worten, was sich nicht verteidigen läßt, Marguèrite," sprach der Marquis, „doch selbst wenn ich dem bethörten Kinde verzeihen wollte, was sie vielleicht in Unkenntniß, in Verblen-

dung that — glaubt Ihr, ich werde jenem Verwegenen die Schuld erlassen, die er damit gegen mich und die Meinen auf sich lud?"

Das Klopfen ihres Herzens schien der Marquise fast den Atem zu rauben, als sie erwiderte: „Denket Ihr den Prinzen zur Verantwortung zu ziehen, für eine Schuld, die noch von keiner Seite erwiesen ist? Und ist es Euch so gleichgültig die Feindschaft dessen auf Euch zu laden, den Ihr jetzt Euren Herrn nennt? Auch bei Don Juan mag es sich um nichts weiter handeln, als um eine verliebte Grille, eine jener schwärmerischen Thorheiten, die den irrenden Ritter veranlaßt, unter dem Fenster der heimlich Angebeteten die Nacht zu durchwachen."

„Mir scheint, als ob er sich mit dem Verweilen unter dem Fenster nicht begnügte," sagte der Marquis hartnäckig, „meines Hauses Reinheit ziehe ich der Gnade eines Kaiserbastards vor."

Die Marquise zuckte zusammen, als habe ein Dolchstoß sie mit dem harten Worte getroffen, ein Blick tödtlichsten Hasses fiel auf den Marquis; es war ihr, als müsse sie den Mann erwürgen, der sich ihren Herrn zu nennen wagte.

„Was habt Ihr gegen den Prinzen im Sinne?" fragte sie spottend. „Wollet Ihr vielleicht als Sühne

eines Jugendstreiches verlangen, daß er Eure Tochter zu seiner Gemahlin erhebe?" —

„Die Erhebung wäre keine solche, welche dem Hause der Herzöge von Aerschot Schwindel zu erregen brauchte, dessen Töchter unter Fürsten oftmals wählen durften," war die kalte Entgegnung.

Marguérite befand sich auf dem Punkte alle Fassung einzubüßen, doch das Bewußtsein, daß sie selbst verloren sei, wenn ihr Gatte den Aufruhr ihres Innern, die Todesangst ihres schuldbeladenen Gewissens entdecke, gab ihr einen Teil ihrer Beherrschung wieder.

„Ihr gehet zu weit, Casimir," sagte sie mit einiger Härte, „Ihr sinnt bereits über einer Bestrafung der Schuldigen, noch ehe Ihr ein Geständniß auch nur eines derselben erhalten. Ziehet nicht den Hohn der Geschlechter Brüssels, die boshafte Freude Eurer Neider, das stille Achselzucken Eurer Freunde auf Euch, indem Ihr Lärm von einem Erreignisse machet, das kaum der Erwähnung zu verdienen scheint. Lasset Charitas eine Rüge zu Teil werden, ich selbst will mütterlich sie ermahnen, ein anderes Mal vorsichtiger und weniger vertrauend zu sein, doch führet mit dem Statthalter nicht nutzlos einen Streit herbei, in welchem Ihr, der anscheinend Gekränkte, schwerlich

Sieger bleiben würdet. Wie, haben denn jemals die Familienhäupter dieses Landes Klage geführt, wenn Kaiser Karl eine ihrer Töchter seiner Aufmerksamkeit oder, mehr noch, seiner Liebe würdigte? Sie fühlten sich hoch geehrt ob dessen, was Ihr als eine Schmach betrachtet, wie es das Haus van Geehnst noch heute erweist."

„Es mögen andere Häuser eine mir entgegengesetzte Ansicht haben, doch bin ich zu alt, die meine noch in diesem Punkte zu ändern."

„Leicht möglich," die dunkelblauen Augen der Marquise erschienen fast schwarz in ihrer Erregung, „doch giebt es ja auch Beispiele, die Euch nicht so ferne liegen, als van Geehnst, Euch des Gegenteils zu überzeugen. Und wenn ich gern Euch zugebe, daß Euer Haus bisher verschont blieb von so zweifelhafter Auszeichnung, was war es denn, das man von Florence's älterer Schwester, Eures Bruders Schwägerin, der heiligen Benedicta, einst flüsterte und niemals laut zu äußern wagte?"

Jetzt waren es des Marquis' Blicke, die verweisend auf der Sprecherin ruhten. „Die Angelegenheiten jenes edlen Hauses von Flandern, dem Benedicta und Florence entstammen, sind nicht die unsern,

Marguèrite; ich kann mich nicht erinnern, Euch jemals Mitteilung darüber gemacht zu haben."

„Es giebt für jede Schmach, wie tief man sie verberge, Augen- und Ohrenzeugen, die sich zur Weiterverbreitung derselben veranlaßt fühlen," sagte Marguèrite boshaft.

„Um so schlimmer für Solche, die mit den anvertrauten Geheimnissen nicht besser umzugehen wissen," bemerkte der Marquis. „Ich begreife übrigens nicht, was diese längst begrabene und längst gebüßte Sache mit Charitas und dem Statthalter zu schaffen hat."

Der Eintritt eines Dieners unterbrach das Gespräch; er kam, den Grafen Egmont*) zu melden, der Herrn von Avré zu sprechen verlangte.

Marguèrite hätte keinen Boten des Himmels freudiger begrüßen können, als den erscheinenden Freund des Hauses; wenn er auch eine kurze Zeit nur ihren Gemahl von der Unterredung mit seiner Tochter zurückhielt, jede gewonnene Minute konnte ihre eigene Rettung sein. Mit der bestrickenden Anmut, die sie in entscheidenden Augenblicken anzunehmen verstand, reichte sie dem Grafen die weiße Hand zum

---

*) Sohn des verurteilten Lamoral, aus dessen Ehe mit Sabina von Baiern.

Kusse, erklärte durch ihre Gegenwart die Beratung der Männer keine Minute länger hindern zu wollen und war, ihrem Gemahl zunickend, aus dem Zimmer entschwunden. Mit gemessener Würde nahm sie die ehrerbietigen Grüße der ihr im Vorsaal begegnenden Diener an und erst, als sie sich außerhalb des Gesichtskreises derselben wußte, begann ihr Schritt sich zu beschleunigen, um den entgegengesetzten Flügel und Charitas' Zimmer zu erreichen.

Nur ein Gedanke, nur ein Vorsatz war es, der noch in ihrer Seele lebte, als sie jetzt pochenden Herzens, mit fiebernen Pulsen durch den Corridor dahin flog: sie mußte Charitas sprechen, bevor diese vor ihrem Vater das gedrohte Verhör zu bestehen hatte, von ihrer Großmut, der niemals fehlenden, Rettung für sich selbst und den Geliebten erflehen. Was war es ihr, daß sie des jungfräulichen Kindes Ehre preis gab, was lag daran, wenn sie die ungeliebte Tochter auch diesmal opferte, wie sie es jedesmal zu thun bereit, wenn ihr eigenes Wohl es erforderte?

Charitas erschrak, als ihre Stiefmutter in ihr Zimmer gestürzt kam und ihre Hände ergreifend sie an sich zog; Marguèrite ließ ihr jedoch nicht Zeit, eine Frage an sie zu richten, noch ihr Befremden über

den Zustand der Erregung auszusprechen, in welchem sie ihres Vaters Gattin vor sich sah.

„Charitas" rief die Marquise in fliegender Eile, „Du lehrtest mich an Deines Herzens Güte, Deinen Edelsinn glauben, der sich in allen Lagen Deines Lebens zum Heile Anderer bewährt. So sage mir jetzt, ob ich auf ihn bauen kann, ob Du mich retten willst, Du, die allein es vermag."

Das junge Mädchen blickte staunend zu ihr auf. „Euch retten, Mutter? Was ist Euch geschehen? Ihr zittert und Eure Hände sind kalt, wie Eis. Sprecht, o sprecht, was kann ich für Euch thun, womit Euch helfen, was immer es auch sei, das Euch bedrückt?"

„Dein Vater hat einen Verdacht gegen mich geschöpft," berichtete die Marquise stockend, „ich suchte ihn zu entkräften, ohne daß es mir völlig gelang. Charitas, Dir ist es bekannt, daß mich eine innige Freundschaft mit dem Prinzen-Statthalter verbindet; ich mußte ihn sprechen, ihn von neuen Plänen unterrichten, die man zu seinem Nachteile geschmiedet, es war keine andere Zeit mehr möglich, als gestern am späten Abend, doch seine Anwesenheit wurde entdeckt," —

„O heilige Jungfrau," rief Charitas, sie unterbrechend aus, „und er, und er?"

„Es glückte ihm zu entfliehen, doch verlor er beim Verlassen des Hauses eine Schulteragraffe, die zur Verräterin an ihm wurde, da Hendrik sie als Eigentum des Prinzen erkannte und dies Deinem Vater mitteilte."

„Und mein Vater? Ihr sagtet noch nicht Alles, meine Mutter. Er bedroht ihn, er —"

„Dein Vater, Charitas, erblickt in Juans Handlungsweise die schwerste Beleidigung, wenn er an seiner Gattin zweifeln müßte, wenn er erführe, was er noch nicht weiß, daß ich es war, bei der der Prinz gewesen. Charitas, die Agraffe ward vor Deinem Zimmer gefunden, begreifst Du, was ich von Dir verlange, ja, erflehe, begreifst Du, daß Du mehr mir als mein Leben rettest, wenn Du es zugiebst, daß nicht mein Zimmer es war, welches der Prinz in der verflossenen Nacht betreten?"

„Mutter!" Mit einem Aufschrei des Entsetzens wich Charitas von der Marquise zurück. „Ich — ich sollte zugestehen, daß," —

„Höre, o höre mich," flehte Marguèrite, in der Erschütterung der Stunde jede Schonung ihres Geheimnisses aufgebend, „bist Du Dir nicht klar, welche Folgen mein Geständniß nach sich ziehen müßte? Deiner Jugend würde man als Uebereilung verzeihen,

was ich als Verbrechen zu büßen hätte und in Juans Blute würde Dein Vater den Schimpf abwaschen, den er von ihm erlitten zu haben meint. Habe Erbarmen, Charitas, soll ich Dir noch mehr gestehen, als Du bereits weißt, daß ich ihn — ihn liebe, mehr als meiner Seele künftig Heil, daß ich den Gedanken nicht ertragen könnte, ihn um meinetwillen hingeopfert zu sehen, geopfert von der Rache des Mannes, in dem ich meinen Richter anerkennen müßte?"

Charitas war todtenbleich geworden; ihre Hand griff nach dem Herzen und dieses Herz schien seinen Schlag zu hemmen unter der betäubenden Mitteilung.

„Ihr liebt ihn," wiederholte sie tonlos, „Ihr, meines Vaters Gattin, zittert für ihn, wie Ihr nie für Jenen zittern würdet. Und er, er erwidert Eure Neigung, sonst wäre nicht geschehen, was Euch jetzt zu mir treibt, der Ihr unlängst erst verbotet, ihm zu nahen."

„Ich war hart und ungerecht gegen Dich, Charitas, verzeihe es mir jetzt, ach, was war es Anderes, als die Furcht, Du könntest mir einen Teil dessen rauben, was mir allein auf Erden noch von Werte erscheint? Sah ich nicht Deine Wange erglühen, als sein Auge Dich traf, las ich nicht in Deiner Seele, was sie sich selbst einzugestehen noch scheut?

Charitas, wenn Du ihn liebst, wie ich es ahne, wie Du vielleicht in dieser Stunde es in voller Klarheit erst empfindest, könntest Du seinen Tod verschulden wollen, den Deines Vaters Zorn ihm unfehlbar geloben würde? Und wenn der meine Dich nicht schmerzen sollte, könntest Du sein Verderben dulden, das Du schon einmal im Verein mit mir abwenden halfest? Dir kann Dein Vater verzeihen, doch nicht mir, in Deine Hand ist es gegeben meine Ehre zu retten und mit ihr auch ihn."

Sie war der jungen Tochter zu Füßen gesunken und verbarg ihr Antlitz in des Mädchens Gewande. Charitas stand unbeweglich; in ihrer Seele tobte ein Aufruhr, der alle ihre Sinne zu verwirren schien, vor ihre Augen drängten sich unsichere Bilder; Grauen, Abscheu vor der Untiefe der Leidenschaft, der Sünde, die zum ersten Male unverhüllt vor ihrem Blicke sich zeigte, stritten mit dem unbestimmten Verlangen, des Vaters Zorn von den Schuldigen zu wenden, Entsetzen vor der Lüge, die man von ihr verlangte, mit dem Erbarmen für die Frau, die sich in dieser Stunde so tief vor ihr zu erniedrigen nicht verschmähte, um einen sündig geliebten Mann zu retten.

Marguèrite hatte vergebens einer Antwort ge-

wartet; langsam erhob sie sich von ihren Knieen, um ihrer Tochter marmorkaltes Angesicht zu betrachten.

„Du willst mich meinem Schicksal überlassen, wie ich sehe,“ sprach sie matt, „gut denn, ich vermag Dich nicht zu zwingen; ich hätte Dein Herz für groß genug gehalten, auch ihm zu verzeihen, der Dir ohne seine Absicht wehe gethan, indem er Deiner Neigung nicht achtete, doch auch dieses vermagst Du nicht.“

Sie wandte sich zum Gehen; Charitas stürzte zwischen sie und die Thür, welche die Marquise soeben öffnen wollte.

„Bleibt, Marguèrite,“ sie konnte sich nicht überwinden, sie in diesem Augenblicke ‚Mutter‘ zu nennen, „ich will thun, was Ihr gebietet.“

„Charitas!“

Das Mädchen machte sich kalt aus den Armen los, die sie umschlingen wollten.

„Danket mir nicht,“ sprach sie fast ängstlich, „wisset Ihr denn, ob ich Euren Dank verdiene? Sagt mir, was ich dem Vater antworten soll, wenn er mich fragt, ob ich von dem Geschehenen wisse und seid überzeugt, daß mich keine Drohung, keine Strafe veranlassen wird, Euch zu verraten.“

„Du wirst keine Strafe erhalten, teures, geliebtes Kind; Alles, was ich thun kann, es soll ge-

schehen, Deinem Vater zu beweisen, daß nur eine Unbesonnenheit der Jugend, keine Schuld, Euch Beiden zum Vorwurfe zu machen sei."

Charitas lächelte bitter. „Ich danke Euch, daß Ihr für mich Euch verwenden wollet, doch, Marguèrite, wird mein Vater mir glauben, daß ich einem fremden Manne — solche Gunst gewährte?"

Die Marquise antwortete nicht sogleich; die Worte ihrer Tochter und mehr noch der Ton, in dem sie gesprochen, machten sie betroffen und wie seltsam erschienen die weichen Züge gewandelt, die sonst nur Frieden und Herzensgüte zu strahlen vermochten! Was wollte jener Ausdruck der Verachtung um den reizenden Mund, der das Mädchen um Jahre älter erscheinen ließ?

„Charitas," sprach sie unruhig, „wenn ich Dich heute anflehte, mich zu retten, wenn ich Dir rückhaltlos die Schuld gestanden, die ich beging, begreifst Du auch, daß ich Dir damit den höchsten Beweis des Vertrauens, der Achtung gab, den eine Frau der andern geben kann? Daß ich fortan vor Dir zu zittern hätte, wenn ich nicht so fest auf Deine Großmut zählte, die mich zu verraten niemals fähig sein wird? Soll ich bereuen, daß ich Dir mich anvertraute, wenn ich zu entdecken meine, daß es nicht

Erbarmen mit meiner Angst, nicht einmal Schonung für den Mann ist, dem Deiner Jugend Träume gehören, was Dir ein innerlich verabscheutes Versprechen auf die Lippen zwingt?"

Charitas' bleiche Wangen hatten sich etwas gerötet. „Ihr habt Recht, Marguèrite," antwortete sie fest, „es ist nicht Schonung für den fremden Mann, für den Ihr meinem Vater die Treue brachet, es ist auch nicht Erbarmen mit der Angst, die Euch zu mir getrieben, mir ein Geständniß zu machen, von dem Ihr wisset, daß es Euch in meinen Augen einen Teil der Achtung rauben muß, die Ihr von mir, der Tochter Eures Gatten, fordern dürfet, es ist allein das Wort dessen, dem Ihr mich einst gelobtet und der uns gebietet, das schwerste Opfer nicht zu scheuen, um eines Andern Rettung willen. Mein Dasein soll dereinst dem Dienste Derer geweiht sein, welche leiden, mein eigen Heil zu jeder Zeit dem ihren nachgesetzt werden, welchen meine Pflicht gehört, — wenn ich heut Euren Bitten nachgebe, so erfülle ich nur die gleiche Pflicht, ich rette Euch vor dem gedrohten Verderben, wie ich jeden Andern retten würde, der mich darum fleht. Wollet mich jetzt näher unterrichten, was ich meinem Vater zu sagen habe."

Die Blicke der Marquise hatten das Angesicht

der Sprecherin nicht verlassen. „Ich sehe, daß ich Dich bisher unterschätzte, wenn ich das arglose Kind in Dir vermutete, als welches Du mir stets entgegentratest,“ bemerkte sie nicht ohne Unbehagen.

„Ihr selbst, Marguèrite, erklärtet mich heute mündig, indem Ihr mich vor eine Entscheidung, wie diese, stelltet.“

Noch einmal suchte die Marquise der Tochter Hand zu ergreifen. „Charitas,“ rief sie angstvoll, „schwöre mir, daß Du mich nicht verraten willst.“

Das Mädchen machte eine Geberde des Abscheus. „Ich sagte Euch, daß ich das Opfer auf mich nähme um Jenes willen, der für uns sich opferte und Ihr vermögt zu wähnen, daß ich wortbrüchig an Euch würde?“

Marguèrite hatte ihre Zuversicht wiedergewonnen. „Doch wird Deine Standhaftigkeit auch Deinem Vater gegenüber stark genug bleiben, das Verlangte zu thun?“

„Sie wird es,“ war die ruhige Entgegnung, „seid ohne Furcht.“

Als die Marquise nach einer Viertelstunde das Zimmer ihrer Tochter verließ, trugen ihre Züge einen tief nachdenklichen Ausdruck. „Es blieb mir keine Wahl,“ murmelte sie vor sich hin, „doch war ich

nicht eine Thörin, ihr soviel einzugestehen? Nein, nein, sie ist kein Kind mehr, sie ist ein Weib, das seines Fühlens, wie seines Wollens sich bewußt und wehe mir, wenn ihre Großmut jemals geringer gegen mich werden könnte, als zur Stunde."

Vielleicht empfand Charitas Aehnliches, als sie jetzt allein im Bogen ihres Fensters saß nnd in die fliehenden Wolken starrte, die über ihrem Haupte dahin eilten, auf die grauen, spitzen Dächer, die zwischen den Bäumen des Gartens hervorragten und die unter ihrem Schirme Menschen bargen, zum Leben, Kämpfen, Leiden und Entsagen geboren, von Sehnsucht, Hoffnungen und Wünschen die Brust erfüllt, bis endlich Eines nach dem Andern in Trümmer zerschellte und von den Wünschen nichts mehr übrig blieb, als das Verlangen nach des Grabes Frieden. Charitas gedachte der Menschen in all jenen Häusern, sie vernahm aus der Ferne das Geräusch ihrer Werktagsarbeit, den Klang ihrer Stimmen, zuweilen ein helles Lachen und sie fragte sich, weshalb es heute wie ein grauer Schleier über dieser lärmenden, geschäftigen Welt zu liegen schiene, die sie bisher nur mit dem Interesse des Kindes, als etwas ihr Fremdes und Ungewohntes betrachtet, weshalb erst in dieser Stunde die Offenbarung jenes Erdenleides über

sie gekommen, unter dessen Last ein Menschenherz zu brechen droht.

Sie dachte nicht an das, was ihr der heutige Tag noch bringen konnte, nicht an des Vaters Schmerz, noch Zorn, nicht an die Lüge, mit der sie zum ersten Male in ihrem Leben die Lippen beflecken sollte, sie dachte nur daran, daß sie bisher an alles Gute, alles Edle, alles Erhabene auf Erden rückhaltlos geglaubt und daß ihr jetzt der Gifthauch der Sünde, wie ein ertödtend Weh über dieser blühenden, lächelnden Erde zu lagern schien, die Stirnen auch derer streifend, die sie zu lieben, zu verehren gezwungen gewesen. Sie schauderte leise. „Juan — auch er — auch er!“

Der graue Schleier vor ihren Augen begann sich zu verdichten, jetzt konnte sie auch jene Nachbarshäuser nicht mehr unterscheiden, deren Werktagstreiben sie so oft und gern beobachtet, jetzt erst bemerkte sie, daß auf die gefalteten Hände in ihrem Schooße heiße Tropfen fielen, langsam, schwer und unaufhaltsam — und es war ihr, als ob sie mit diesen Thränen ihre Jugend zerrinnen sähe.

Zweites Kapitel.

Marguèritens Absicht war erreicht; wie sie den Gatten mit Aufbietung all ihrer Beredsamkeit zu überzeugen gewußt, daß Charitas Don Juans Aufmerksamkeit begünstigt, um ihn zu der erwähnten Thorheit zu verleiten, so war auch ihre Herrschaft über den Marquis groß genug gewesen, für ihre Tochter die mildeste Form einer Strafe zu erzwingen, welche ganz ihr zu erlassen, Herrn von Avrés Stolz sich nicht überwinden konnte. Die Marquise glaubte mit der Fürsprache bei ihrem Gemahl sich ihrer Verpflichtung gegen das junge Mädchen hinreichend entledigt, um sich keine ferneren Gewissensvorwürfe zu machen. Charitas hatte es ja selbst zugegeben, daß ihr künftiger Beruf derjenige einer schrankenlosen Aufopferung ür ihre Mitmenschen sei, mochte sie doch dann in der Ausübung desselben frühzeitig an ihnen sich üben, welche die Natur ihr als die Nächsten und Teuersten auf den Lebensweg gegeben.

Herr von Avré ließ noch am nämlichen Tage seine Tochter zu sich rufen. „Deine Mutter hat mir eine Mitteilung über Dich gemacht," begann er ernst, „die mich tief geschmerzt und mich mit Staunen und Entrüstung erfüllt. Du hast, von den Schmeichelreden jenes fürstlichen Fremdlings bethört, Dich nicht gescheut, ihn soweit zu ermutigen, um ihn eine Tollkühnheit begehen zu lassen, die für Deine ganze Zukunft von den verderblichsten Folgen, für Deinen Ruf jedoch vernichtend sein konnte. Die Mutter sagte mir ferner, daß Du Dich keines andern Vergehens, als einer großen Unbesonnenheit schuldig machtest, ich will es glauben, Charitas, wie ich meine Tochter zu kennen glaube, die in ihrer Unerfahrenheit, in ihrer mangelnden Kenntniß von Welt und Menschen wohl nicht wußte, was sie mit ihrem gewagten Schritte sich selbst und uns für Kummer hätte verursachen können."

„O schonet mich, mein Vater, wie wehe thun mir Eure Worte," flüsterte Charitas, die bei dem sichtlichen Schmerze ihres Vaters fast ihre Kraft schwinden fühlte, die unwürdige Rolle zu Ende zu führen, welche sie auf sich genommen.

Der Marquis unterdrückte seine Bewegung, als er fortfuhr: „Die Bitten Deiner Mutter haben mich

bestimmt, Dir jeden härteren Vorwurf zu ersparen, als den soeben ausgesprochenen, doch sehe ich ein, daß ich unklug gehandelt, Dich aus der Stille des Klosters, dem Du fortan für immer angehören sollst, noch einmal zurück in die Welt zu rufen, deren gleißender Schein Dir fast unmittelbar nach Deinem Eintritt in dieselbe verhängnißvoll geworden. Du wirst daher in wenigen Tagen unter die Obhut der hochwürdigen Frau zurückkehren, welche Dich erzogen, in kürzerer Frist, als es zuvor bestimmt, Dein Noviziat bei den Schwestern der heiligen Salesia antreten und die Deinen künftig nur im Kloster wiedersehen. Geh, mein Kind, und danke es Deiner Mutter, daß ich nicht im ersten Zorne nachsichtsloser mit Dir verfuhr, als vielleicht Dein Fehler es verdiente."

Charitas küßte ihres Vaters Hand und verließ das Zimmer; die Bitterkeit, welche ihr Herz bei den letzten Worten des Marquis schwellte, wurde nur noch durch das Weh übertroffen, ihm durch ihr Opfer jenen Kummer bereitet zu haben, unter welchem er so sichtlich litt, doch sie hatte es gelobt ihrer Mutter Ehre zu retten, sie mußte jetzt auch ihre schwere Pflicht erfüllen, gleichviel, ob ihr Herz unter dem erniedrigenden Verdachte zuckte und blutete, den ihr Vater dennoch gegen sie zu hegen schien. Die Mauern

rings umher drohten sie zu ersticken, sie streckte die Hände abwehrend von sich, als könne sie sich damit gegen jenen Gifthauch schützen, der allerorten auf sie einzudringen schien, den Gifthauch sündiger Leidenschaft, den ihre reine Seele bisher nie geahnt und der jetzt ihrer Kindheit schönen Glauben zerstört, dem verderblichen Taue gleich, der auf halberschlossene Knospen gefallen.

Sie ging in das Nebenzimmer, ihrer Kammerfrau die Weisung zu erteilen, ihre Sachen für ihre Abreise herzurichten und dann entsann sie sich, daß es sie schmerzen würde, Renée Schauenborg nicht noch einmal zu sehen, bevor sie aus Brüssel schiede und sie ließ bei ihrer Stiefmutter anfragen, ob diese ihr gestatte, in Begleitung ihrer Dienerin einen Gang in die Stadt zu machen. Marguèrite erhob keinen Einwand; sie verlangte nicht einmal zu wissen, wohin Charitas zu gehen beabsichtige; nicht sowohl die Dankbarkeit gegen das großmütige Mädchen, mehr noch die Furcht vor der Mitwisserin ihres Geheimnisses bewog sie ihren Wünschen nichts in den Weg zu legen.

Renée, die noch immer ihr Asyl in dem Hause des jüdischen Goldschmieds hatte, erstaunte nicht wenig, als sie den Besuch der jüngeren Gefährtin zugleich mit der Ankündigung ihrer bevorstehenden Ab-

reise empfing; ihr entging es nicht, daß Charitas etwas Ungewöhnliches erlebt haben müsse, das ihren Wangen alle Frische, ihren Augen den hellen Glanz geraubt, doch sie richtete keine Frage an sie, welche dieser Wahrnehmung Ausdruck gegeben hätte.

„Du gehst gerne in Dein Kloster zurück, wie ich annehme,“ sagte sie nur, „Du sprachest einst es aus, daß es Dir im vollsten Sinne des Wortes Heimat geworden.“

„Ja, ich bin gern dort,“ antwortete Charitas, „und denke es auch für dieses Leben nicht mehr zu verlassen.“

Es klang nicht die Glaubensfreudigkeit vergangener Tage durch die Worte des jungen Mädchens, Renée's Ohr glaubte vielmehr eine leise Wehmut herauszuhören, die sich dennoch unter einer erzwungenen Standhaftigkeit zu verbergen strebte.

Sie schlang in unwillkürlichem Mitgefühl ihren Arm um Charitas. „Als wir uns zum ersten Male an dieser Stelle wiedersahen,“ sprach sie, „Du, aus dem lieblichen Kinde zur Jungfrau erblüht, teiltest Du mir die Bestimmung mit, welche Deine Eltern über Dich getroffen und Du schienest fraglos Dich ihrem Wunsche zu fügen, Dein junges Leben gern und willig ewiger Entsagung zu weihen. Heute ver-

misse ich diese Freudigkeit, die mich an Dir mit Staunen und Rührung erfüllte — Charitas, mein Liebling, wird es Dir schwer, dem Gelübde nachzukommen, welches Deine Eltern für Dich thaten?"

Charitas schüttelte das Haupt. „Nein, Renée," sagte sie ruhig, „Du irrst, es wird mir nicht schwer. Ich denke vielmehr, daß es besser so, wie es der Himmel durch meine Eltern für mich gestaltete. Mir würde bange in der Welt, die mir so fremd und die ich nie verstehen lernen werde, meine Heimat sei fortan die Liebe dessen, der für uns aus Liebe sich geopfert."

Renée schwieg; sie vermochte ein Gefühl unbestimmter Sorge um die junge Freundin nicht zu unterdrücken; war es wirklich wohlgethan, dieses reiche, schöne Herz hinter Klostermauern zu begraben? Täuschte sich nicht Charitas selbst über ihren Schritt, trotz der entsagenden Worte, die sie zu ihr gesprochen?

„Und Du, Renée," unterbrach Charitas nach einer Pause die entstandene Stille, „wohin gedenkst Du Dich zu wenden? Kehrst Du zu Deiner Prinzessin zurück?"

„Ich bin noch nicht fest entschlossen, meine Kleine; die Prinzessin, der ich zu hohem Danke verpflichtet bin, würde mich an mein bereits halb gegebenes Ver-

sprechen mahnen, das calvinistische Bekenntniß anzunehmen; ich bin feige genug, mich davor zu fürchten."

Charitas schmiegte sich an sie: „Du wirst es nicht thun, gewiß nicht, Renée?" sagte sie bittend. „O nicht ich allein bin es, die Dich darum fleht. Denke noch an einen Andern, dem Dein Lossagen von dem alten Glauben tiefen Schmerz bereiten würde, denke, daß sein Mund es sei, der durch den meinen zu Dir spricht."

„Was weißt Du von jenem Andern?" fragte Renée ernst, aber nicht unfreundlich, während sie es nicht hindern konnte, daß eine feine Röthe in ihre Wangen stieg. „Was hat man Dir von ihm und mir erzählt?"

„Hendrik sagte mir selbst, daß er Dich liebe, daß er bereit sei für Dich zu sterben, wenn dies Dich glücklich machen könne. Er hat in Erfahrung gebracht, daß Du hier seiest und ich mußte ihm von Dir berichten, was ich wußte."

„Du konntest, Charitas? Und dennoch bat ich Dich, es nicht zu thun."

„Es ihm zu verschweigen, daß Du hier seiest, doch nicht es zu leugnen, wenn er es ohne mich entdeckte," erwiderte Charitas. „Weshalb sollte Hendrik mir nicht sein Vertrauen schenken? Er ist mein lieber

Bruder, und war er es nicht von Geburt, er ist es mir in all' den Jahren geworden, die er in meines Vaters Hause verlebte. Nie hat er versäumt, im Kloster vorzusprechen, wenn sein Weg ihn nach Namur führte, und Vieles teilten wir zusammen, wie es nur Geschwister können. Das Einzige, was er mir verschwieg, war der Anlaß, aus welchem Du ihn zurückgewiesen und ich fragte nie danach, wiewohl ich es nicht zu begreifen vermochte."

„Ich war ihm nicht abgeneigt," antwortete Renée stockend, „daß ich seine Liebe nicht erwidern konnte, wie er es wünschte, war nicht meine Schuld."

„So war es die seine?" fragte Charitas dringend. „Hat er Dich gekränkt, — warst Du denn sicher, ob er es mit Absicht that, und konntest Du es nicht über Dich gewinnen zu verzeihen, wo Du vielleicht nur mißverstandest, und an sein Herz, das starke, treue, glauben, an welchem Du in allen Stürmen Deines Lebens eine Zuflucht gefunden?"

„Könntest Du verzeihen, wo Du Dich von den Worten eines Andern hintergangen fühltest," entgegnete Renée, „Vertrauen dort fassen, wo man Dich täuschte?"

Es zuckte um die Lippen des jungen Mädchens, als sie erwiderte: „Hätte ich die Ueberzeugung ge-

wonnen, daß mir die Neigung eines Mannes, dem ich die meine schenken dürfte, voll und ganz zu eigen, so würde mein Vertrauen stark genug sein, ihn keiner Täuschung fähig zu halten und wäre dennoch sein Verschulden ein solches, um mir Schmerz zu bereiten, so würde meine Liebe größer noch sein, als mein Vertrauen und dort verzeihen, wo ich irre an ihm ward."

„Das sprichst Du, der die Liebe ewig fern zu bleiben bestimmt," sagte Renée, nicht ohne Befremden das Mädchen betrachtend.

„Du fragtest mich, Renée, ich antwortete, wie ich es in diesem Augenblicke empfand."

„Und wenn Du annehmen müßtest, daß ein Mann, dem Du Dein reines Herz mit seiner glühenden Verehrung, seiner tiefen Liebe schenktest, die seine zwischen Dir und einer Andern teilte?"

„Das hätte Hendrik gethan? O nicht doch, Renée; wie Unrecht thust Du ihm, der Dir unwandelbar die Treue bewahrte."

„Ich hörte selbst die Vorwürfe, die ihm eine Andere über seine Untreue machte, nachdem er mir seine Liebe gestanden, die Ansprüche, die sie an ihn erhob."

„Und jene Andere, Renée? Brach er ihr sein Wort, das Dir gegebene zu halten?"

„Nein, Charitas; sie hatte kein Recht, das seine zu verlangen, denn sie war bereits eines andern Mannes Eigentum.“

Die großen, weit geöffneten Augen des Mädchens schienen die Sprecherin durchdringen zu wollen, eine plötzliche Ahnung tauchte in ihr auf, die sie dennoch im nächsten Momente wieder von sich zu weisen strebte.

„Renée,“ stieß sie endlich hervor, „wir sehen uns heute wohl zum letzten Male für lange Zeit, darum beantworte mir die Frage: wer war die Frau, die Du von Hendrik geliebt wähntest?“

Renée zog sanft der Freundin Haupt an sich: „Meine Charitas, es ändert an der Sache nichts, wenn Du den Namen hörst, ja, besser ist es für Dich, wenn Du niemals ihn erfährst.“

Charitas erhob sich und, an das Fenster tretend, schaute sie stumm hinaus. Da war er wieder, der graue Schleier, der über der Welt dort draußen, der geräuschvollen, lachenden und lärmenden zu lagern schien, da wieder der vergiftende Hauch, der sich erstickend auf die junge Brust legte. Hinaus, hinaus, dem Abscheu zu entrinnen, dem namenlosen Grauen, das sie vor dieser heuchlerischen, buhlerischen Welt erfaßte, im Frieden ihrer stillen Mauern, den Frieden

ihrer Seele, den Glauben an die Menschheit wieder zu gewinnen! Langsam wandte sie sich um.

„Ich muß nach Hause,“ sagte sie, „versprich mir eins noch, Renée, und ich will nicht mehr in Dich dringen.“

„Was, mein Liebling?“ fragte Renée weich. „Was ist es, das Dich heute so bewegt?“

„Versprich mir, Dich nochmals zu prüfen, ob Du Recht thatest, Hendrik von Dir zu weisen,“ antwortete Charitas, „mir sagt mein Herz, daß er nicht in dem Grade schuldig sein kann, als Du es glaubst. Versprich mir deshalb, Deinen Stolz nur einmal, einmal dem Empfinden unterzuordnen, das Du dennoch für ihn hegst, damit Du nicht in vergeblicher Reue Dich einst anklagen müssest, daß Du ihm so wehe gethan.“

Renée zögerte einige Sekunden; sie wußte nicht, was es sei, das den Worten des jungen Geschöpfes vor ihr eine Kraft verlieh, die selbst auf sie ihres Eindrucks nicht verfehlen konnte.

„Ich verspreche Dir zu thun, was Du von mir erbittest,“ sagte sie endlich, Charitas die Hand reichend.

„So lebe wohl und mögen Gott und seine Heiligen Dich behüten und Dich dereinst zum Glücke führen.“

In der Werkstatt Nathanaels, welche Charitas zu durchschreiten hatte, stand der alte Goldschmied,

mit dem Einschmelzen von Metall beschäftigt, am Herde, als das Mädchen zu ihm trat.

„Lebe wohl, Nathanael,“ sagte sie, ihm die schmale, unbekleidete Hand entgegen streckend, „Du wirst erstaunen, wenn Du hörst, daß ich hinfort nicht mehr zu Dir komme, Deinen Gast zu besuchen, oder Deine Schätze mir zeigen zu lassen, an denen ich stets so viel Freude hatte und Du so viel Geduld, sie mir zu erklären. Ich gehe morgen schon von hier, nach meinem Kloster zurück und wollte nicht Dein Haus verlassen, ohne Dir ein Wort des Abschieds zu sagen.“

Der Greis lüftete sein Sammetkäppchen vor der Tochter des Marquis und, den Schmelztiegel seinem Gehülfen Dietrik überlassend, nahm er die gebotene Hand zwischen seine runzligen Finger.

„Der Gott, der der Gleiche für uns Alle ist, die wir seine Kinder heißen, lenke Eure Schritte, viel-edles Fräulein, wohin immer Ihr Euch wendet,“ sprach er feierlich. „Euer holdes Antlitz wird mir oftmals fehlen, das wie Sonnenschein in meine dunkle Werkstatt blickte, und die liebe Stimme, die mich nie zu grüßen vergaß, wenn Ihr zum Besuch der edlen Eltern hier nach Brüssel kamet.“

„Ich komme nie mehr zurück, Nathanael,“ sagte Charitas, „bald schon trete ich als Ordensschwester bei den Salesianerinnen ein.“

„Ihr habt vor, dem Herrn zu dienen auf Eure Weise und wie Euer Glauben es Euch lehrt,“ sprach Nathanael, „möge er Euch tausendfach segnen dafür, daß Ihr Euer Leben so hohem Ziele weihet. Habet Dank für alle Güte und Huld, die Ihr einem armen Juden schenktet und gedenket jezuweilen des alten Nathan, der Eurer nie vergessen wird.“

Charitas wandte sich zum Gehen; der Goldschmied öffnete die Thür des Hausganges, in welchem ein dunkelgekleideter Mann, dessen Aeußeres den Spanier verrieth, wartend stand.

„Wollet Ihr zu mir, Don Escovedo?“ fragte Nathanael, ihn erkennend.

„Nicht zu Euch, Meister,“ war die Antwort, „ich erwartete das Fräulein, das ich kurz zuvor in Euer Haus treten sah.“

Der Goldschmied zog sich zurück, Escovedo näherte sich mit tiefem Gruße Charitas.

„Seine Hoheit, mein gnädigster Herr,“ sprach er ehrerbietig, „beklagt es tief, daß es ihm nicht mehr vergönnt ist, von Euch, edles Fräulein, Abschied zu nehmen, bevor er Brüssel verläßt. Er hat mir den

Auftrag ertheilt, Euch in seinem Namen diese Blumen zu übergeben, als ein Zeichen der Verehrung, welche er für Euch empfindet."

Er wollte Charitas einige Rosen überreichen, um die eine goldene Spange gelegt war, doch das Mädchen erhob die Hand nicht, die Gabe in Empfang zu nehmen; ihre Augen richteten sich mit erstauntem Blicke auf den Vertrauten Juans.

„Sprechet Seiner Hoheit, Eurem Herrn, meinen Dank aus, daß er meiner sich erinnert," sagte sie ablehnend, „zugleich jedoch mein Bedauern, daß ich sein Geschenk nicht annehmen kann. Die Vorschrift des Ordens, dem ich in Kurzem angehören werde, gestattet mir nicht, Blumen oder Schmuck zu tragen."

Juan war einigermaßen betroffen, als Escovedo ihm diese kalte Botschaft überbrachte; er hatte sich, wie so oft, auch bei dieser Gelegenheit von einer jener plötzlichen Eingebungen fortreißen lassen, die zuweilen schon verhängnißvoll für ihn geworden, und er war sichtlich enttäuscht, daß seine Sendung eine so befremdliche Aufnahme gefunden.

„Ich begreife nicht, was der Kleinen widerfahren," sprach er nachdenklich, sein verschmähtes Geschenk auf den nächsten Tisch werfend, „sie war blaß und traurig, sagst Du, und von Nathanael erfuhrst Du, daß sie

schon morgen die Reise antreten will, die sie in ihr Kloster zurückbringt? Was haben sie ihr zugefügt, dem sanften, süßen Geschöpfe, und womit kann ich sie denn gekränkt haben, um meine armen Blumen mir zurückzuschicken?"

„Vielleicht hat die Frau Marquise etwas gegen sie gesponnen, das sich der Kenntniß Anderer entzieht," meinte Escovedo trocken, „das schöne Mädchen wird ihr wohl überall im Wege sein, wie damals bei dem Tanzfeste, deshalb sendet sie sie in die Verbannung."

„Leicht möglich," erwiderte Juan, „ich selbst bemerkte ja, mit welchen Augen sie das holdselige Geschöpf betrachtete, in dessen Nähe man unwillkürlich sich reiner und besser werden fühlt."

„Wenn Ihr dies Dame Marguèrite anzuhören gebt, wird sie bald Ew. Hoheit Feindin werden, wie sie bisher nur die Feindin jeder schönen Frau war, welcher Ihr Euch nahtet."

„Vielleicht wäre es besser, wenn sie es schon geworden," sprach Juan lachend, „ich hätte dann jedenfalls ruhigere Tage zu erwarten."

„Wer weiß es, gnädiger Herr?" bemerkte Escovedo. „Die Marquise scheint mir eine jener Frauen, welche furchtbar in ihrer Liebe, wie im Hasse sind."

Waffenklirrende Schritte ließen sich im Vor-

zimmer vernehmen; einer der Pagen meldete den Grafen von Barlaimont, der mit seinem Sohne Charles Meghem und Octavio Gonzaga zu einer Besprechung vor dem Statthalter erschien. Don Juan hatte von dem Grafen viele und aufrichtige Beweise der Ergebenheit erhalten und er wußte, daß unter den niederländischen Edlen er einer der Wenigen sei, welchen er unbedingt vertrauen dürfe.

Er begrüßte daher den Eintretenden, sowie dessen Sohn mit offener Herzlichkeit und lud die Ritter ein, an dem Tische Platz zu nehmen, der von Escovedo bereits mit den jüngst eingegangenen Schreiben und anderen Papieren aller Art bedeckt war.

„Ich gedachte heute selbst schon zu Euch zu kommen, lieber Graf," begann er, als die Anwesenden ihre Sessel eingenommen, „mich verlangte es, Eure Ansicht über meine Reise nach Mecheln zu hören, die ich in kürzester Frist antreten wollte, um mit Fugger und Frondsberg über die Entlassung der deutschen Fähnlein zu unterhandeln."

„Ew. Hoheit teilte mir den Plan dieser Reise bereits vor einigen Tagen mit," sprach Graf Barlaimont, „und ich kann nicht anders als Euch anraten, dieselbe nicht zu verschieben. Was mich hierher führte, war sogar die Absicht, Ew. Hoheit zu bestimmen, sie noch

früher anzutreten, als es anfänglich beschlossen war, wollet Ihr gnädiger Herr nicht zum zweiten Male in Brüssel Gefahr für Eure Sicherheit fürchten."

„Gefahr für meine Sicherheit, Graf? Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Juan rasch.

„Eure Feinde und Verfolger sind gesonnen, Eurer Person sich zu bemächtigen, auf welche Weise es auch geschehe," berichtete Graf Barlaimont, „im Stillen unermüdlich thätig, ist es den Oraniern gelungen, ihre Partei zu verstärken und Euch Widersacher auch in den Kreisen zu erwecken, welche Ihr Euch ergeben glaubt. Ihr habt durch Euren offenen Mut die Verräter damals bei Lalaings Feste entwaffnet, doch jetzt ist Lalaing selbst für sie gewonnen, die Eure Gefangennahme als das einzige Mittel zur rascheften Herstellung des Friedens ansehen und die Ausführung des Planes soll stattfinden, wann und wo es auch sei."

Juan sprang empor. „Ich bin gewohnt, mit dem Schwerte in der Hand zu kämpfen," rief er unwillig, „nicht mich beständig gegen lauernden Verrat zu verteidigen, der mich hier allerorten auf Schritt und Tritt zu verfolgen scheint. Man hat mich überredet, schutzlos mich der Redlichkeit Derer anzuvertrauen, die sich dennoch seit meinem Einzuge in diese

Stadt niedrig genug erwiesen, um mich hinterrücks mit Schmähungen jeder Art zu überschütten, meine Diener öffentlich zu beschimpfen, mir die Achtung zu versagen, welche ich als Stellvertreter ihres Königs beanspruchen dürfte, doch nicht genug damit, bricht man mir auch die gelobte Treue, um mich durch Gewalt zur Bewilligung übertriebener Forderungen zu drängen."

„Euer Zorn, gnädiger Herr, ist gerechtfertigt," sprach Graf Barlaimont, „er möge Euch jedoch, trotz des augenscheinlichen Ernstes der Lage, nicht zu einem Entschlusse hinreißen, den Ihr später bereuen müßtet. Ich bin noch nicht zu Ende mit den Mitteilungen, die ich Euch zu machen habe."

Juan wandte sich um. „Was werde ich noch hören müssen, nachdem ich schon auf Eure erste Nachricht hin das größte Verlangen verspüre, an der Spitze einer entschlossenen Schaar diese hinterlistigen Rebellen zu züchtigen?"

„Dies eben erwartete ich und deshalb beschwöre ich Ew. Hoheit in Allem, was Euch fortan noch zu treffen bestimmt, die nötige Besonnenheit zu wahren und nicht unvorsichtig Euch in Unternehmungen zu stürzen, bei welchen Ihr der Besiegte sein müßtet, wenn Euch keine größere Macht zur Verfügung steht,

als die geringe Zahl der Söldner, über welche Ihr gebietet."

„Ja, Ihr habt Recht, mir sind die Hände gebunden," sprach Juan düster, „ich habe weder ein Heer, noch das notwendige Geld, ein solches zu werben, selbst wenn ich in die Lage käme, mich zu verteidigen. Ihr sehet, daß ich nicht unvorsichtig handeln kann, wiewohl ich es möchte — so fahret fort in dem, was Ihr mir Schlimmes zu sagen habt."

„Es sind Briefe Ew. Hoheit und Don Escovedo's in die Hände Oraniens gefallen, die Eure Absicht, mein Prinz, verraten, zum Schwerte zu greifen, wenn die Staaten die gebotene Verständigung zurückweisen und in ihrer Widersetzlichkeit verharren sollten. König Heinrich von Navarra, der ein Freund Wilhelms von Oranien, ließ sie auffangen und diesem übersenden."

Juan wechselte leicht die Farbe. „Und welche Briefe waren dies, Graf Barlaimont? Ihr wisset, daß ich vielfach an Don Philipp zu berichten und Vorschläge zu machen habe, die sich häufig nicht verwirklichen."

„Sie waren aus der Zeit, die Ew. Hoheit in Löwen zubrachte und behandeln die Frage, ob es nicht ratsam sei, sich einiger wichtiger Plätze in den Provinzen zu bemächtigen, um eine gesicherte Zuflucht

zu haben, wenn der Widerstand der Staaten zu offener Empörung sich steigere. In demselben Sinne sprach sich Don Escovedo aus, mit dem Zusatze jedoch noch, daß man das Heer, statt es zu entlassen, nach Frankreich senden möge, um es im Notfalle sofort zurückrufen zu können."

„Ich erinnere mich dieser Briefe," erwiderte Juan, „die, wie so manche andere, keine Antwort erhielten, ohne daß ich auf den Gedanken verfiel, sie seien in die Hände meiner Feinde gelangt. Seid Ihr jedoch der Meinung, Graf Barlaimont, daß ich im Unrecht war, als ich sie schrieb, in einem Vorurteil befangen, das auf einem Nichts beruhte?"

„Nein, Hoheit, das bin ich nicht," lautete die freimütige Antwort, „denn ich erfasse Eure Lage, wie sie wirklich ist und muß die Schwierigkeiten anerkennen, die sich erdrückend um Euch häufen. Man hat Euch ohne Heer und ohne Geld hierher gesendet, des Königs Oberhoheit zu behaupten und seinen Gesetzen Geltung bei einem Volke zu verschaffen, das von den verschiedensten Parteien hin und her gerissen wird. Ich kann nichts Arges darin entdecken, wenn Ihr auch während der Friedensunterhandlungen den Fall im Auge behieltet, daß es Euch beschieden sein könnte, in offenem Kampfe Euren

Widersachern entgegen zu treten und diesbezüglich Eure Meinung Seiner Majestät, Eurem königlichen Bruder, entwickeltet, doch glaubt Ihr nicht, daß man die stärkste Anklage aus diesen Euren Plänen formen wird, in einem Lande, in welchem fast Aller Augen mit den Augen Eures heftigsten Feindes Eure Gedanken, Eure Worte zu lesen bereit?"

„Ich bin dessen gewiß, lieber Graf, und kann mir den Triumph wohl vorstellen, mit welchem Oranien den ihm ergebenen Provinzen diesen schlagenden Beweis meiner Falschheit liefern wird," bemerkte Juan, melancholisch lächelnd. „Doch ach! wie oft werden wir durch die einstürmenden Verhältnisse zu Vorsätzen gedrängt, die uns einen Ausweg aus dem Wirrsal um uns verheißen und die wir unter glücklicheren Umständen kaum billigen würden!"

„Ich gehe sogar noch weiter, als Ew. Hoheit vielleicht selbst die Absicht hatte," sprach Graf Barlaimont, „gelingt es den Oraniern die Staaten zu überzeugen, daß Ew. Hoheit Bemühungen den Frieden herzustellen eitel Blendwerk waren, so bleibt Euch kein anderer Ausweg mehr, als zur offenen Gewalt zu schreiten, um Euch selbst und die Stellung zu retten, die Seine Majestät Euch überwies."

„Gewalt, Graf Barlaimont," rief Juan ver-

zweiflungsvoll, „Ihr wisset gut genug, daß mir nichts bleibt, um sie auszuüben; das Heer hat längst die Lombardei erreicht, die Festungen sind in den Händen Eurer Landsleute; wie ich Euch sagte, fehlen mir die Mittel, neue Truppen anzuwerben, auch wenn mich mein Versprechen nicht bände, den Frieden aufrecht zu erhalten.“

„Die Mittel, gnädiger Herr, werden sich finden lassen,“ warf Octavio Gonzaga tröstend ein, „stellt Ihr Seiner Majestät Eure augenblickliche Lage vor, so wird er sich gezwungen fühlen, Euch mit neuer Truppenmacht auszurüsten.“

„Doch bis dies geschieht, können Monate vergehen,“ bemerkte Graf Barlaimont, „und diese Zeit darf nicht nutzlos verloren werden.“

„So nehmt die deutschen Söldner von Neuem in Pflicht, statt sie zu verabschieden,“ riet Gonzaga, „die Obersten sind ohnedies nicht willens, die Provinzen zu verlassen.“

„Es wird mir kein anderer Ausweg bleiben,“ sprach Juan nachdenklich, „ich muß es thun, sobald ich nach Mecheln komme.“

„Und, mein Prinz, wie die Sachen liegen, müsset Ihr Euch ungesäumt dorthin begeben,“ sagte Graf Barlaimont mit Nachdruck, „verlasset ohne alles

Aufsehen die Stadt; die Bürgerschaft von Mecheln ist Oranien nicht unbedingt zugethan; Ihr werdet dort in größerer Sicherheit Euch befinden, als hier."

„Doch Ihr, Graf Barlaimont? Gedenket Ihr mich zu begleiten oder mir zu folgen?"

„Ich folge Eurer Hoheit, sobald ich hier das Notwendigste geordnet und gebe Euch meine Söhne als Bedeckung mit, bis Ihr in Mecheln Euch mit einer genügenden Leibwache versehen, welche Euch gegen die beständigen Verfolgungen einigen Schutz gewährt."

„Ich danke Euch, lieber Graf; Ihr habt Euch als ein getreuer Freund mir stets erwiesen. Seid Ihr dafür, den Herzog von Aerschot und seinen Bruder von meiner Abreise in Kenntniß zu setzen?"

„Nein, Hoheit," sprach der Graf kurz und fest.

„Weshalb nicht?" fragte Juan befremdet. „Beide erklärten stets meine Anhänger zu sein, meine Regierung nach Kräften unterstützen und festigen zu wollen."

„Ew. Hoheit kennt den Herzog noch zu wenig, um zu wissen, daß er am meisten zu demjenigen hält, der ihm die meisten Vorteile verspricht. Er ist Oraniens Feind, weil er demselben eine Machtstellung mißgönnt, die er selbst einnehmen möchte, aber er

wird auch Euch nicht getreu bleiben, wenn Ihr in dem Begonnenen fehlschlaget."

„Menschenloos, an dessen bittere Wahrheit zu glauben mir so schwer geworden," sprach Juan, „die Vorteile sind allerdings nicht groß, die ich zu bieten habe und ich kann nicht erstaunen, wenn sie meinen Parteigängern nicht genügen. Und der Marquis d'Avré?"

„Der Marquis wird in vielen Dingen von seinem Bruder beeinflußt, doch scheint seine Gesinnung für Ew. Hoheit, wie ich aus einer Aeußerung, die er heute früh that, entnahm, auch nicht mehr die gleiche zu sein, als bisher."

Escovedo konnte sich nicht enthalten, auf seinen Herrn einen bedeutungsvollen Blick zu werfen, dem dieser auszuweichen strebte.

„Ich werde beide Edelleute zu mir bescheiden, sobald ich in Mecheln meine Angelegenheiten geordnet," erwiderte Juan, „mein Aufenthalt dort kann nicht von langer Dauer sein. Ein unvermuteter Anlaß ruft mich in Bälde nach Namur, um die Königin Margarethe von Valois zu begrüßen, welche auf ihrer Reise nach Spaa noch eine kurze Rast dort zu halten wünscht. Meine Pflicht, als Vertreter Don Philipps, ihres Schwagers, gebietet mir, mit allen

Ehren sie zu empfangen, die ihrem Range gebühren und es ist dies dann eine Veranlassung, den Herzog und die übrigen Edlen wieder an meine Seite zu rufen."

Der Graf erhob sich. „Ew. Hoheit wird die Vorbereitungen zur raschen Abreise zu treffen haben, deshalb bitte ich mich zu beurlauben," sprach er, „meine Söhne werden bei Euch sein, sobald der Tag gesunken. Sollte Ew. Hoheit irgend eines Beistandes noch bedürfen, so erinnert Euch, daß auch mein Besitztum und all meine bewegliche Habe Euch willig zur Verfügung steht."

„Ich danke, o ich danke Euch, Graf Barlaimont," sagte Juan, ihm die Hand reichend, „noch bin ich mit einigen Mitteln versehen, die bis Namur ausreichen und im Notfalle könnte ich bei Nathanael drüben eine Summe Geldes gegen Verpfändung meiner Juwelen aufnehmen. Seid indessen versichert, daß ich Eure aufopfernde Treue hoch zu schätzen weiß."

Graf Barlaimont küßte des Prinzen Hand. „Mein teurer Fürst, was an mir und den Meinen ist, wird stets geschehen, Euch diese Treue durch die That zu beweisen. Die Wolken, die jetzt drohend über Euch hängen, werden sich zerteilen und Ihr

uns wieder den frohen Jugendmut zeigen, der mich Euch gewonnen, als ich zu Luxemburg zum ersten Male den Helden erblickte, dessen Ruhmeslauf ich mit Bewunderung längst gefolgt."

Graf Barlaimont hatte mit seinem Sohne den Statthalter verlassen; Juan warf sich, sobald er sich mit seinen beiden Freunden allein sah, in einen Sessel und versank, die Augen mit der Hand bedeckend, in trübes Sinnen.

Escovedo ordnete die Briefe und Papiere auf dem Tische vor ihm, welche er nach Mecheln mitzunehmen gedachte, Gonzaga leistete ihm Hülfe dabei, bis er endlich genötigt war, mit einer Frage sich an den fürstlichen Freund zu wenden. Juan fuhr wie aus einem Traume empor.

„Was willst Du, Octavio?" sagte er matt.

„Euch fragen, mein Fürst, wieviel der Diener Euch begleiten sollen und welche Stunde Ihr zu Eurer Abreise festgesetzt."

„Ah, ich vergaß — mein Kopf brennt von all den Gedanken, die auf mich seit einer Stunde eingestürmt, von all den Plänen, die ich entwerfen möchte, um mich aus der schmachvollen Lage zu retten, in der ich mich befinde. O, weshalb hat man mich hierher gesandt, wo meine Kräfte sich in fruchtlosen

Unternehmungen verzehren, meine Stellung eine Schattenwürde ist, ich selbst dem Hohn und Spott meiner Feinde preisgegeben, nicht einmal die Erlaubniß habe, meine Befreiung von dieses Lebens Bürde im Gewühl der Schlacht zu suchen. Werde ich dem Könige ungehorsam, indem ich meinen Posten verlasse, wird man mich der Feigheit anklagen und suche ich mich durch die Mittel zu behaupten, die meine Feinde durch ihr eigenes Thun mir in die Hand drängen, so heißen sie mich einen Verräter, der das kaum gegebene Wort gebrochen. Wäre ich dem Wunsche meines Vaters gefolgt; er meinte es wohl mit mir, als er mich dem Kloster bestimmte; ich hätte unter den Mönchen des Montserrat in der Stille jenem Gotte gedient, für dessen Ehre ich gekämpft, gelitten und der mich jetzt verläßt, um mich in das Elend zu stoßen."

„Es ist noch nicht Alles verloren, mein Fürst, mein teurer Herr," tröstete Gonzaga, „gebt nicht so tiefer Verzweiflung Raum, die Eures Geistes beste Kräfte lähmen muß. Gelingt es in Mecheln uns mit einer Truppenmacht zu umgeben, gelingt es, in den Besitz einer Veste, wie Namur, uns zu setzen, so können wir ganz wohl erwarten, was diese heuchlerischen Staaten gegen uns zu unternehmen gesonnen,

bis die Hülfe uns kommt, die uns Don Philipp schicken muß."

„Namur nehmen," wiederholte Juan, „doch auf welche Weise? Hörtest Du nicht, wie man schon die Möglichkeit eines solchen Schrittes deutet?"

„Wie man mit Euch verfahren, als Ihr vertrauend Euch an den Herd Eurer Feinde begabet, den Rittersinn von ihnen voraussetzend, der Euch selbst beseelt, so solltet Ihr es auch mit Jenen machen. List gegen List, es ward ohne diese noch kein Krieg geführt."

Juan schwieg; ihm widerstrebte eine Handlungsweise, die seiner ganzen Charakteranlage entgegen war, doch die peinvolle Lage, in der er sich befand, die Ueberzeugung, daß mit der Beschlagnahme seiner und Escovedo's Briefe Schritte Seitens der Staaten gegen ihn geschehen würden, deren Tragweite er nicht einmal ermessen konnte, ließen ihn den Vorschlag Gonzaga's wenigstens als ausführbar anerkennen. Der Eintritt eines Pagen riß ihn aus seinem Grübeln; er brachte ihm eines jener Brieflein, welche ihm als die Marguèritens wohl bekannt, doch wie so häufig, seit er in Brüssel weilte, erregte der Anblick der feinen, unsicheren Schriftzüge ihm weit mehr Unmut, als die Freude, welche sie verursachen sollten.

„Unmöglich,“ sagte er kurz, als der Page verschwunden, „die Marquise verlangt, daß ich noch heute zu ihr komme, da sie mir schon wieder eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Selbst, wenn ich nicht um Mitternacht die Stadt verließe, ich würde nicht zu ihr gehen. Was wird sie mir zu sagen haben, das ich nicht schon längst weiß und das zu hören ich mich nicht im Entferntesten sehne?“

„Ihr seid unbegreiflich, mein Fürst,“ lächelte Octavio, der ebenso wie Escovedo um die Beziehungen Juans zu der Marquise wußte. „Wer würde es müde, von der Liebe einer so schönen Frau zu hören?“

„Nur jetzt nicht, heute nicht,“ unterbrach ihn der Prinz ungeduldig, „die Berührung ihrer heißen unruhigen Hand allein wäre im Stande, mich krank zu machen. Ich werde ihr schreiben, wenn es sein muß, und sie ersuchen, bei den Empfangsfeierlichkeiten für die Königin von Navarra an meinem Hofe die Stelle der Ersten unter den anwesenden Damen einzunehmen, nur sehen, sprechen will ich sie nicht mehr.“

Escovedo war im Begriffe mit den zusammengeschnürten Papieren das Zimmer zu verlassen, als sein Blick auf die Rosen fiel, die halb verwelkt auf einem Seitentische lagen.

„Was befiehlt Ew. Hoheit, das damit geschehen

soll?" fragte er halblaut, auf das verschmähte Geschenk weisend.

„Nimm es vor allen Dingen mir aus den Augen und sorge, daß ich es nicht wiedersehe," sagte Juan, sein Haupt in die Polster des Sessels drückend.

Escovedo gehorchte; Juan sah, wie er achtlos die zerfallenden Rosen zwischen seine Papierbündel warf und die Spange in einen Seitenschrank zu den übrigen Juwelen legte und er wußte nicht, was es war, das ihm bei diesem Anblick wehe that. Unwillkürlich dachte er daran, daß es ihm Freude bereitet haben würde, die Blumen in dem Besitze des lieblichen Geschöpfes zu wissen, das er dreimal nur gesprochen und dessen Anmut, dessen unberührte Reine dennoch von so tiefem Eindruck auf ihn geblieben. Er dachte daran, daß die Spange das weiße Handgelenk zu zieren bestimmt gewesen, welches sich aus dem schmucklosen Aermel stahl, er dachte der kühlen, schlanken Hand selbst, auf die er in jener unvergessenen Stunde in des Marquis' Garten seine Lippen gedrückt und die ihm wie der Heiligen Hände erschienen, die brennende Stirnen kühlten, kranken Herzen Heilung brachten.

O, nur für die Dauer einer Sekunde diese kühle, reine Hand auf seiner schmerzenden Stirn fühlen!

Es war ihm, als müsse er unter der Berührung derselben von den verzweifelnden Gedanken genesen, die ihn unaufhörlich peinigten. Thörichter Wunsch! In wenigen Stunden hatte er die Stadt verlassen, in wenigen Tagen waren hinter ihr des Klosters Pforten zugefallen, in das sie, wie er wußte, nun für immer zurückkehrte, die fleckenlose, junge Blume, die in Gottes Frieden zu blühen und zu welken bestimmt, während ein ruhelos Geschick in qualvollen Kämpfen sein eignes Leben zu verzehren drohte.

Drittes Kapitel.

Der Zwiespalt der niederländischen Provinzen, die stets von Neuem sich bildenden Parteien, welche bald dem einen, bald dem andern Herrn zu folgen bereit waren, wenn er blindlings nur ihren widersprechenden Wünschen sich fügte, konnten nicht umhin, die Augen von ganz Europa auf die Vorgänge im Norden zu lenken. Gab es doch unter den Fürsten der verschiedenen Staaten Viele, die nicht nur ein uneigennütziges Interesse zur Unterstützung oder Bekämpfung der rebellischen Provinzen drängte, gab es doch unter den Söhnen dieser Fürstenhäuser mehr als Einen, der, im eignen Lande von der Regierung ausgeschlossen, mit leichter Mühe die Herrschaft dort zu erringen hoffte, die er im Grunde seines Herzens längst ersehnte.

Das sechzehnte Jahrhundert war der Frauenpolitik besondes geeignet, wenn auch die Resultate

derselben nicht immer die gleich günstigen blieben. In England führte der starke Geist Elisabeths ihr Volk zu Größe und Wohlfahrt und ein glücklicher Stern waltete über diesem stets bedrohten Fürstenleben, das allen Anschlägen der Mörder, allen Gefährdungen durch auswärtige Feinde zu entgehen bestimmt war, seine gewaltige Aufgabe zu einem glorreichen Ende zu führen.

Die Königin von Schottland hatte es nicht verstanden, den Streitigkeiten im eigenen Lande mit Mäßigung und Klugheit zu begegnen und wie sie auch den Geist der neu hereinbrechenden Zeit nicht zu würdigen wußte, endlich nichts Anderes zu thun vermocht, als nach unzähligen Fehlgriffen und Irrtümern auch noch jenen letzten zu begehen: sich der Gewalt der mächtigen Rivalin zu unterwerfen, um dort, beständig Aufruhr und Verschwörungen anstiftend, ihr eigenes Leben zu verspielen.

Frankreich lag unter dem Banne einer gleich unverständigen, jedoch auch grausameren und gewissenloseren Regentin, Katharina's von Medici, deren schlecht begabte, schlecht erzogene Söhne die Bevormundung ihrer Mutter während ihres ganzen Lebens nicht von sich abzuschütteln wußten und welche sie, zu kurzsichtig oder zu herzenskalt, um sie hiervon zu

retten, an den eigenen Lastern zu Grunde gehen sah. Unter den verschwenderischen Festen, welche die Medicäerin zu geben liebte, unter den ausschweifenden Vergnügungen, welche sie ihren Söhnen gestattete, um die Zügel der Regierung in der eigenen Hand zu behalten, wurden jene treulosen Anschläge, jene geheimen Verschwörungen entworfen und in das Werk gesetzt, welche despotische Willkür, Eigennutz und Unduldsamkeit zu jener Zeit sich erlauben durften. An dem Hofe von St. Germain wurden die Fäden gesponnen, welche sich über einen Teil Europas breiten sollten und die Hände schöner oder geistvoller Frauen waren es, die sich mit Vorliebe an solchem Werke beteiligten.

Margaretha von Valois war in diesem Treiben erzogen und aufgewachsen und wenn ihre Neigung auch das Intriguenspiel der Liebe vor demjenigen der Politik bevorzugte, so verschmähte sie es dennoch nicht, ihre Hülfe zuweilen auch dem Letzteren zu leihen, wenn ihre wechselnde Laune Gefallen daran fand. Franz von Valois, nach Karls IX. Tode mit dem Titel eines Herzogs von Anjou belehnt, der jüngste Bruder Margaretha's, hatte längst schon den ehrgeizigen Traum in sich gehegt, auf irgend eine Weise sich zur Herrschaft emporzuschwingen, die seinen Brüdern

mühelos zugefallen und die, eines anerkannten Oberhauptes entbehrenden, niederländischen Provinzen schienen ihm geeignet, sein Verlangen zu erfüllen. Doch es war kaum anzunehmen, daß den Niederländern der unscheinbare, in den üppigen Freuden eines frivolen Hofes entnervte Jüngling besser behagen sollte, als der gefeierte Sohn Karls V., dessen Heldentum ihm wenigstens die Anerkennung und Bewunderung des Volkes erwarb, während Franz von Anjou keine einzige bedeutende That aufzuweisen hatte, die einen hochstrebenden Geist, ein kräftiges Wollen vermuten ließ. Deshalb galt es sorgfältig die Stimmung zu erforschen, welche im Lande gegen den jetzigen Oberstatthalter und möglicherweise für einen neuen Schutzherrn sich Bahn gebrochen und für eine solche Sendung schien Niemand geeigneter, als die schöne Königin von Navarra, welche, unter dem Vorwande die Bäder von Spaa gebrauchen zu wollen, sehr wohl ihre Umschau unter den Edlen und dem Volke Niederlands zu halten vermochte.

Es lag in dem Wesen der galanten Königin, ihre persönliche Anmut und Liebenswürdigkeit zur Erreichung ihrer Zwecke zu benutzen und so war es ihr gelungen, noch ehe sie in Namur zu mehrtägiger Rast eintraf, bereits verschiedene der niederländischen

Edelleute, darunter auch den Grafen Lalaing, der Juan abgeneigt, in ihre Pläne einzuweihen und sich ihres Beistandes zu versichern. Sehr erwünscht kam ihr die Botschaft, daß Don Juan sie unweit von Namur selbst zu begrüßen und mit den um ihn versammelten Edelleuten in die Stadt zu geleiten beabsichtige; so fand sie Gelegenheit, einen Teil des Adels, der zu Juans Partei gehörte, kennen zu lernen und wenn möglich, ihren Zwecken zu gewinnen.

Ahnungslos, welche Vergeltung seine Gastfreundschaft erfahren sollte, hatte Juan Alles in Bereitschaft gesetzt, die Königin würdig zu empfangen und ihren Einzug in die Stadt zu einem möglichst glänzenden zu gestalten.

Den Zug eröffnete eine Compagnie berittener Arquebuseros, welchen hundert Deutsche, in zwei Reihen geordnet, folgten; die von Juan nach Namur beschiedenen Edelleute umgaben die Sänfte der Königin, an deren linker Seite er selbst einherritt und eine Abteilung von vierzig Lanzenreitern beschloß den festlichen Zug, der sich eine Stunde vor Namur zu der Begrüßung des hohen Gastes bereits eingefunden.

An der Schwelle des Hauses, welches Juan in der Festung bewohnte und das von ihm in aller Eile für die Königin hergerichtet war, begrüßten die

Herzogin von Aerschot und die Marquise d'Avré die französische Königstochter, um sie in die für sie bestimmten Gemächer zu geleiten.

Marguèrite hatte mit Freuden den Vorwand erfaßt, in dem Hause des unvermählten Fürsten dem Gaste gegenüber die Stelle der fehlenden Herrin zu vertreten, um dorthin eilen zu können, wo Juan sich befand, und es war ihr nicht schwer geworden, ihre Schwägerin Florence zu bestimmen, sie zu begleiten, um der Gattin Heinrichs von Navarra die gebührenden Ehren zu erweisen. In der Frühe des Morgens erst zu Namur angelangt, hatte sie nur noch die nötige Zeit gehabt, in der Abwesenheit des Statthalters die für Margaretha von Valois bestimmten Gemächer einer genauen Prüfung zu unterziehen, ihr festlich Gewand für den Empfang anzulegen und sich dann mit der Herzogin an ihren Platz zu begeben, die Königin zu erwarten.

Es beunruhigte sie, daß es ihr nicht möglich gewesen, Juan zu sprechen, bevor die Königin eintraf, doch er hatte — sie war sich nicht klar, ob mit Absicht — das Haus verlassen, noch ehe sie dasselbe betreten und war mit dem Grafen Barlaimont und dessen Söhnen nach der Citadelle und von dort vor die Stadt geritten. Jetzt hörte sie in halber Zerstreuung

die huldvollen Worte an, mit welchen die Königin ihr und der Herzogin dankte, sie hörte die Ausdrücke der Bewunderung, mit welchen Margaretha den Schmuck ihrer Gemächer, den Reichtum goldgestickter Stoffe betrachtete, mit denen die Wände bekleidet waren und es entging ihrem sonst so scharfen Ohre, daß sich in die Frage, woher der Prinz die kostbaren Gegenstände und Gewebe sich verschafft, eine Neugier mischte, die nicht frei von Berechnung war.

Herzogin Florence gab für die Marquise Auskunft. Die Stoffe, welche die Aufmerksamkeit der Königin erregten, hatten einen Teil der Geschenke gebildet, die Juan von des Paschas Tochter, Fatima Cadem, erhalten und er habe geglaubt, ihnen die würdigste Verwendung zu geben, indem er sie zur Ausschmückuug der Zimmer seiner hohen Besucherin benutzen ließe.

Margaretha von Valois lächelte befriedigt; so stammten jene Kostbarkeiten noch aus vergangener Zeit; ihr war es lieb, aus der erhaltenen Antwort entnehmen zu dürfen, daß Don Juans jetzige Verhältnisse einen derartigen Aufwand nicht gestatten würden.

Viel zu lange für die Ungeduld der Marquise hielt die Königin die sie umgebenden Damen in

liebenswürdigem Geplauder gefesselt; dann endlich zog sie sich zu kurzer Rast zurück, um eine Stunde später bei dem Festmahle zu erscheinen, welches der Statthalter zu ihren Ehren veranstaltet. Kurz vor Beginn desselben gelang es Marguèrite d'Avré die Unterredung mit Juan herbeizuführen, welche sie seit Stunden ersehnte.

Sie war, ihrer Rolle als Stellvertreterin der fehlenden Herrin getreu, früher als die übrigen Gäste in den für das Fest bestimmten Räumen erschienen, um, wie sie den Dienern sagte, sich zu überzeugen, ob die Tafel, wie die Säle, würdig hergerichtet seien, den Ansprüchen der Königin zu genügen. Die Anordnungen des Haushofmeisters begegneten heute jedoch in vielen Punkten ihrem Mißfallen; immer wieder gab es etwas zu ändern, etwas zu bessern, bis sie endlich bei einer entstehenden Meinungsverschiedenheit zwischen ihr und dem erprobten Diener des jungen Fürsten, Ersterem befahl, seinen Herrn herbeizurufen, um die Ansicht desselben über den streitigen Punkt zu hören.

Juan folgte dem Rufe, ließ sich lächelnd den Sachverhalt erklären, gebot dem Ayo de Camera den Befehlen der Marquise zu gehorchen und schritt an der Seite derselben langsam durch die vor ihm liegen-

den Zimmer, um mit ihr noch einige Einzelheiten des Festes zu besprechen.

„Ihr erfüllet Eure Pflicht als Herrin dieses Hauses in gewissenhaftester Weise," sagte der Prinz scherzend, „doch fast fürchte ich, daß José Alvarez Eure Meinung mißverstehen und die Vorhänge über dem Thronsessel der Königin verkehrt anbringen wird."

„O, was ist mir daran gelegen, wie die Vorhänge befestigt sind," sprach die Marquise mit unterdrückter Stimme, „seid Ihr so blind nicht zu begreifen, daß ich nur eine Gelegenheit suchte, Euch herbeirufen zu lassen?"

„Und welches sind Eure Wünsche an mich, um die Stunde nicht erwarten zu können, die uns bei dem Feste zusammenführt?" fragte Juan.

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, erschien Marguèrite kälter, als sie es gewohnt; sie richtete einen forschenden Blick auf ihn.

„Wenn ich keinen andern Grund hätte, als Euch allein, nicht unter den Augen so vieler Anderer einige Minuten sprechen zu wollen, wäre Euch dies so erstaunlich?"

Er führte ihre Hand an seine Lippen. „Erstaunlich nicht, Marguèrite, doch würde ich um Eurer selbst Euch bitten müssen, für unseren Verkehr mehr

Vorsicht anzuwenden, als es bisher geschehen und, so schwer mir dies auch fällt, Euch die Beschränkung gefallen zu lassen, die der Aufenthalt hier uns zur Notwendigkeit macht."

Sie preßte ihre Finger auf seinen Arm. „Was ist es, das Euch plötzlich so besorgt werden läßt? Ihr waret tollkühn bis zum Uebermut, wenn es galt, mich im verflossenen Winter zu sehen und haltet es für geboten, jetzt so besonnen zu sein?"

„Verzeihet mir, Marguèrite; was ich mit Sorge für Euch, nicht für mich, bemerkt, kann auch Euch nicht entgangen sein: Eures Gemahls Antlitz ist nicht mehr das gleiche für mich, seit er in Namur mich wiedertraf."

Die Marquise schwieg; sie trat an die offene Thür des Nebenzimmers, sich zu überzeugen, ob ein Lauscher in der Nähe, doch die Diener waren in dem entfernteren Speisesaale beschäftigt; es war unmöglich, daß das Gespräch von ihnen gehört wurde.

„Ihr zögert," fuhr Juan fort, sie fest anblickend; „gestehet es, hat Euer Gatte einen Verdacht gegen Euch, gegen mich geschöpft?"

„Es ist so, Juan," flüsterte Marguèrite, ihr Haupt an seine Brust legend, „und es ward mir schwer genug, denselben zu entkräften, indem ich ihn auf eine andere Spur lenkte."

Juan schaute zweifelnd auf sie nieder. „Ich verstehe Euch nur halb," sprach er, „Ihr wollet sagen, daß der Marquis meine letzte Anwesenheit in seinem Hause auf irgend eine Art entdeckte?"

„Eine Agraffe verriet Euch, die Ihr im Corridor verloren, als ich Euch, durch ein ungewöhnliches Geräusch erschreckt, zur Flucht drängte," berichtete die Marquise hastig, „Hendrik erkannte sie als die Eure und der Marquis verlangte zu wissen, wie sie an den Platz gekommen, wo man sie fand."

„Ich erinnere mich, daß ich sie vermißte, sogleich, nachdem ich den Garten verlassen," sagte Juan, „doch Ihr, was erwidertet Ihr der Frage? Und wie war es nach diesem noch möglich, daß ich Euren Gemahl hier sehe?"

„Die Schleife," antwortete sie stockend, „lag unter dem Fenster, neben dem Zimmer meiner Stieftochter, es war ungewiß, wem Eure Anwesenheit gegolten."

„Marguèrite," des Prinzen Züge überflog eine tiefe Röte, „verstehe ich Euch recht? Ihr wollt nicht sagen, daß Ihr Eure Tochter beschuldigtet, o nein, nein, es ist nicht möglich, sagt, daß ich mich täusche, Ihr ließet Euren Gatten nicht glauben, daß Charitas —" er vermochte es nicht auszusprechen, was er aus ihren Worten schließen mußte.

„O zürnet nicht,“ flehte sie fassungslos, „blieb mir denn eine andere Wahl? Mein Gemahl hätte mich getödtet, wenn er den wahren Sachverhalt erfahren, wie sollte ich vor seinem Zorn mich retten?“

„Um Euch zu retten, ergriffet Ihr das Mittel, auf der Tochter reines Haupt die Schuld zu laden, die wir — wir begangen?“ rief Juan lodernd. „Ihr setztet nicht voraus, daß ich den Mut und auch die Kraft haben würde, der Rache Eures Gatten zu begegnen und auf mich zu nehmen, was mein Leichtsinn mir zugezogen? Ihr klagtet Jene an, um Euch von dem Verdachte zu reinigen und glaubtet nicht, daß mein Arm stark genug Euch vor ihm zu schützen, der ein Recht besaß zu strafen, wo er sich hintergangen fühlte?“

„Ich fürchtete für Euch und mich, es blieb mir kein anderer Ausweg; der Marquis hätte mich selbst getödtet und Euch ermorden lassen, der seines Hauses Ehre beschimpfte.“

„Und bin ich Besseres in seinen Augen jetzt, als zuvor?“ fragte Juan. „Bin ich seiner Verzeihung sicherer, als Verführer seiner Tochter, wie ich es als Geliebter seines Weibes wäre? Nicht doch, Marguèrite, nicht mir galt Eure Furcht; Euch selbst nur wolltet Ihr retten, indem Ihr die Tochter opfertet

und mich zwingt Ihr meinen Blick vor dem Jener niederzuschlagen, auf die Ihr achtlos die Unehre wälztet, welche ihr reiner Sinn vielleicht nicht einmal ahnt."

„Sie weiß, welches Opfer sie meiner Ehre brachte," erwiderte Marguèrite, „sie hat es willig auf sich genommen; ihr Vater hat als Unvorsichtigkeit nur aufgefaßt, was sie ihm eingestand, um seinen Zorn von mir zu wenden."

Juan unterdrückte einen Ausruf des Entsetzens. „Sie weiß es," murmelte er wie abwesend, „o, Vernichtung über mich!"

Vor dem veränderten Ausdruck seiner Züge erbebte selbst die Marquise; sie begriff ihn nicht; was lag im Grunde denn daran, ob Charitas, der ja ihr Vater schon halb verziehen, die Schuld büßte, welche sie selbst begangen? Sie war der Welt bereits gestorben, bald würde man sie dort vergessen haben, wo man so wenig von der Lieblichen gekannt. Weshalb geriet nur Juan so aus aller Fassung, als er erfahren, daß sie um die Beziehungen Beider wußte?

Ein argwöhnischer Gedanke durchzuckte plötzlich ihren Geist; sie warf einen finstern Blick auf den Geliebten, der, die Zähne tief in die Unterlippe gepreßt, schweigend vor ihr stand.

„Der Anteil, den Ihr an dem Geschicke der Tochter des Herrn von Avré nehmet, ist ein befremdender, wenn man Eure kurze Bekanntschaft mit derselben berücksichtigt," sagte sie mit einiger Schärfe, „seid doch nur außer Sorge ihretwegen. Wie sie selbst sagte, daß ihr künftiger Beruf die Opferung für Andere sei, so wird sie auch in einem langen Klosterleben Zeit haben, die kleine Falschheit reuig abzubüßen, die sie aus Liebe zu mir auf sich nahm. Es hat, außer dem Marquis und vielleicht Hendrik, Niemand von der Sache erfahren, und sie werden schweigen, dessen bin ich gewiß. Welch Unglück ist denn somit zu beklagen?"

„Schon jene Beiden sind zu viel, um an die Verfehlung dieses Mädchens zu glauben," sprach Juan, noch immer wie zu sich selbst.

Die Marquise richtete ihr Auge voll auf ihn. Der böse Blick, der Jedem Unheil brachte, traf jetzt ihn selbst, Verderben drohend, haßerfüllt.

„Es wäre Euch offenbar erwünschter gewesen, wenn ich Hendriks Hohn, des Marquis Rache anheimgefallen?" fragte sie langsam.

Der furchtbare Blick, der auf ihn gefallen, hatte ihn einigermaßen zur Besinnung gebracht; er sah ein, daß er sich beherrschen müsse, wollte er nicht auf das

Tiefste die Frau beleidigen, welche ihm ihre Liebe geschenkt.

„Mißversteht mich nicht, Marguèrite," sprach er ernst, „wenn ich die Gründe nicht sofort anzuerkennen vermag, welche Euch zu Eurem Handeln bewogen. Meinem Gefühle hat es von je widerstrebt für das von mir Begangene, Unschuldige büßen zu lassen, so möget Ihr mir es auch nicht verübeln, daß ich in diesem Falle mich nur schwer dazu verstehe."

Sie duldete den Kuß, den er auf ihre Hand drückte, doch ihre Lippen blieben stumm; vielleicht überkam sie die Erkenntniß, wie wenig ihr mit seiner Liebe geworden, den sie in ihrem Herzen zu einem Gotte erhoben, wie gering das Empfinden dieses Mannes im Vergleiche zu der verzehrenden Leidenschaft sei, welche sie ihm darbrachte. Leise legte sie ihre Hand auf das Haar des vor ihr Knieenden, dem heißen Verlangen widerstehend, dieses Haupt an ihre Brust zu ziehen, um es wie sonst mit Küssen zu bedecken.

„Stehet auf, Juan," sagte sie nur, „ich grolle Euch nicht. Ihr sagtet, daß Eure Worte nicht die Absicht in sich schlossen, mich zu kränken; dies ist mir genug. Gebt mir Euren Arm; es ist Zeit die Königin aus ihren Gemächern hinabzugeleiten."

Er fühlte, wie ihre Hand auf seinem Arme zitterte; ein unbestimmtes Mitleid mit der Frau an seiner Seite, ließ ihn auf der Schwelle des Gemaches zögern.

„Ihr seid so erregt, Marguèrite," sagte er besorgt. „Meine Heftigkeit hat Euch über die Gebühr erschreckt."

Die trotzig bekämpften Thränen brachen jetzt gewaltsam sich Bahn; aufschluchzend schlang sie ihre Arme um den tödtlich geliebten Helden.

„Nenne Deine Sklavin mich und lasse mich Dir durch der Erde Weiten folgen," flüsterte sie unter Küssen, „nur an Deiner Liebe lasse mich nicht zweifeln, und ich habe keinen Wunsch auf dieser Welt."

* * *

Eine halbe Stunde später sah man die Marquise von Avré übermütig mit der schönen Königin von Navarra plaudern und scherzen, welche für die lothringische Fürstentochter eine schnelle Vorliebe gefaßt zu haben schien.

„Ihr habt für die fehlende Herrin Eures Hauses uns anmutigen Ersatz geboten," sprach Margaretha von Valois mit berückendem Lächeln zu ihrem Wirte,

„wollet es der Neugier einer Frau, welche Euch wohl will, zu Gute halten, wenn sie die Frage daran knüpft, wie bald wir eine solche an Eurer Hand begrüßen werden.“

Juan verstand, trotz der scheinbaren Harmlosigkeit der Königin, der Frage tiefere Bedeutung. „Eurer Majestät Anteil an meinem Geschicke ist mir alle Zeit des aufrichtigsten Dankes wert,“ erwiderte er artig, „doch, sollte ich auch in kommenden Jahren noch einmal des Glückes mich erfreuen, Euch, hohe Frau, in meinem bescheidenen Hause zu begrüßen, könnte ich Euch nicht mit Gewißheit verheißen, ob die Herrin schon darin eingezogen, welche Ihr vermisset.“

„Ihr haltet es nicht für unmöglich, längere Jahre in diesem Lande zuzubringen?“ bemerkte die Königin unbefangen wie zuvor.

„Meines Bruders Befehl geht dahin, durch meine Vermittelung dem niederländischen Volke Frieden und Wohlfahrt wiederzugeben, die in den Kämpfen der letzten Jahrzehnte gänzlich geschwunden. Eine derartige Aufgabe bedarf der Zeit.“

„Und die Schwierigkeiten derselben scheinen sich für Euch zu häufen, statt zu schwinden,“ erwiderte Margaretha, „Ihr sollt ein Volk versöhnen, das sich in seinen heiligsten Rechten gekränkt wähnt, Ihr sollt

es sie vergessen lehren, daß man Tausende der Ihren schutzlos, mittellos in das Elend trieb und Andere dem Beil, dem Scheiterhaufen überantwortete. Ihr sollt die streitenden Parteien im Lande selbst dem einen Gesetze, dem einen Willen beugen und was gereifteren Männern, als Ihr es seid, versagt war, durch die Macht Eurer Persönlichkeit und Euer unermüdet Streben erreichen."

„So ist es, hohe Frau," entgegnete Juan, dessen Stirn sich bei den Worten der Königin bewölkt, „und dieser gute Wille ist auch stark genug, um ferner auszuharren, wie fruchtlos ich mein Streben bisher auch erkennen mußte."

„Doch schlagt Ihr fehl und gelingt es Euch nicht, die Niederländer davon zu überzeugen, daß sie in Euch ihren Helfer, ihren Retter fanden?"

„So wird ein anderer Platz für mich sich finden, auf welchem ich meinem Könige, meinem Lande dienen kann," sprach Juan, „so lange ich jedoch an dieser Stelle stehe, die mir Don Philipp überwiesen und an der jetzt meine Ehre mich hält, gedenke ich nicht freiwillig von hier zu weichen."

Die Fragen der Königin begannen ihm einen befremdenden Eindruck zu machen; weshalb wiederholte sie ihm die Schilderung der Schwierigkeiten,

mit welchen er zu kämpfen und welche er zum Ueberdrusse bereits mit seiner Umgebung zu erörtern hatte?

„Euer Heldensinn, den Ihr so herrlich in Eurer ersten Jugend schon bewährt, verleugnet sich auch jetzt nicht," fuhr Margaretha fort, „und sicher habt Ihr nicht vergessen, welch eine hohe und schöne Aufgabe Eurer nach derjenigen noch harrt, die Ihr mit soviel Kühnheit durchzuführen vorhabt. Welche Hoffnungen darf die unglückliche Fürstin auf Euch setzen, die jenseits des Oceans hinter Kerkermauern ihr blühendes Leben vertrauert? Was darf ich Heinrich Guise von Euch und Euren Plänen zu ihrer Befreiung sagen?"

„Der Herzog von Guise empfing unlängst erst einige Briefe von mir," erwiderte Juan ausweichend, „da ich vorläufig nicht über eine Heeresmacht gebiete, kann ich auch keine Versprechungen für die Königin der Schotten leisten."

„Ihr denket das Heer nicht zurückzurufen?" warf Margaretha hin.

„Ich folge in allen Dingen, wie auch hierin, den Befehlen meines Bruders, in dessen Willen es liegt, das Heer zurückzusenden; mein Gelöbniß bei Abschließung des Friedens hindert mich dies aus eigener Macht zu veranlassen."

„So habt Ihr Euch den Staaten gegenüber völlig die Hände gebunden? Ich staune über Euren tollkühnen Mut, Euch den Niederländern so blindlings anzuvertrauen.“

„Ich hätte nicht zuviel von ihrer Treue zu verlangen, wenn ich voraussetzte, daß sie ihr Wort mir halten werden, so wie ich das meine bisher erfüllt.“

„Und Oranien? Euer bitterster Feind, wie er der Feind alles dessen, was von spanischer Seite kommt?“

„Meine Versuche ihn zu versöhnen sind gescheitert; ich muß erwarten, was er gegen mich unternehmen wird.“

„Ihn hat Elisabeth von England ihres steten Beistandes versichert.“

„Die Königin beteuerte mir in ihrem letzten Schreiben, daß sie dies nicht thun werde.“

„Ihr stehet mit Elisabeth in Briefwechsel?“ forschte Margaretha, der es auch um die Feststellung dieses Punktes zu thun war.

„In keinem lebhafteren, als mit jedem anderen Hofe, den das eigene Interesse zwingt, den Angelegenheiten in den Niederlanden zu folgen.“

Margaretha fragte nicht weiter; was sie, trotz Juans Zurückhaltung, aus seinen Worten entnommen, konnte ihr vorläufig genügen; seine Stellung schien ihr unsicher, die Sympathien der Niederländer bereits

erschüttert, die Hülfe des Königs langsam und zaudernd; dazu der Haß gegen Spanien im Allgemeinen, den Oranien unermüdet schürte, — es konnte kein Zeitpunkt ihr günstiger erscheinen, ihren Bruder zum Schutzherrn dieser Provinzen zu machen.

Von solchen Gedanken getragen, ließ sie für den übrigen Teil des Abends es sich angelegen sein, die sie umgebenden Edelleute und ihre Frauen durch die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, die Grazie ihres Geistes zu bezaubern; wer konnte wissen, wie weit ihr die Eroberungen nützen mochten, die ihr während dieses kurzen Aufenthaltes gelangen?

Juan blieb ihr nur so lange zur Seite, als es seine Pflicht als Hausherr erforderte; er bewunderte die Königin, wie Alle sie bewunderten, die in ihre Nähe kamen, doch er wußte nicht, was ihn in ihren Worten mit plötzlichem Mißtrauen gegen seinen schönen Gast erfüllte und es ihn vermeiden ließ, noch einmal heut ein längeres Gespräch mit ihr herbeizuführen. Aber auch der Marquise hielt er sich ferner, als sie es bei ähnlichen Anlässen gewohnt war; die Mitteilung, die sie ihm in Betreff Charitas' gemacht, hallte noch in seiner Seele nach, Beschämung und Zorn über sich selbst, tiefe Bitterkeit jedoch gegen Marguèrite darin wachzurufen.

Er hatte vergebens gesucht seinen Vertrauten Escovedo eine Minute unbeobachtet zu sprechen, um eine Frage an ihn zu richten, die ihm auf den Lippen zu brennen schien, aber erst gegen Ende des Banquets gelang es ihm unter dem Vorwande, der Königin einige orientalische Kostbarkeiten zeigen zu wollen, ihn mit in sein Schreibzimmer zu nehmen.

„Sagtest Du mir nicht, Escovedo," redete er ihn hastig und leise an, „daß die Tochter des Marquis d'Avré sich in einem Kloster unweit dieser Stadt befindet?"

„So hörte ich, gnädiger Herr, doch bin ich nicht gewiß, nach welcher Richtung dasselbe liegt."

„Erkundige Dich gleich morgen, ich muß sie sprechen."

Escovedo, der sich soeben über die Truhe beugte, welche die Kleinodien enthielt, konnte nicht umhin seinen Herren staunend anzublicken. „Das Fräulein ist im Kloster," erwiderte er, „glaubt Ew. Hoheit dort Einlaß zu finden?"

„Ich stürme das Kloster, wenn man mir gutwillig die Pforte nicht öffnet," brauste Juan auf, „ich muß das Mädchen sprechen, weshalb, erfährst Du noch diese Nacht."

Escovedo hätte der Versicherung nicht bedurft,

er wußte, daß sein Herr nie ein Geheimniß vor ihm zu bewahren vermochte; mit den verlangten Gegenständen in den Händen, wollte er soeben in den Festsaal zurückkehren, als Hendrik d'Avré ihm in der Thür begegnete.

„Ist Seine Hoheit noch hier?"

Escodevo trat zurück ihm Platz zu machen; Juan winkte den sich Nahenden heran.

„Ihr seid es, Ritter von Avré; habt Ihr mir etwas zu melden?"

„Hoheit wolle verzeihen, daß ich bis hierher zu dringen wage," sagte der junge Mann ehrerbietig, „doch die Angelegenheit ist wichtig genug, um Eile zu erfordern."

„Nun, so sprecht, obschon ich fast gewiß bin, daß es nichts Gutes sei, was mich erwartet," gebot Juan.

„Leider nein, Hoheit," antwortete Hendrik ernst, „und wenn ich jetzt gezwungen bin, Euch mitzuteilen was Euch abermals Kummer oder Sorge bereiten muß, so lasset es den Boten, doch auch die nicht entgelten, welche ihre Hand zu einem Unternehmen wider Euch leihen."

„Gilt es, wie in Brüssel, abermals meiner Person?" fragte Juan rasch.

„Ja, mein Prinz, schon morgen will man auch hier den Versuch machen sich Eurer zu bemächtigen. Charles Meghem hat es durch den Burgvoigt der Citadelle, Herrn von Ywès, erfahren, daß man Euch morgen früh zu dem Zwecke dorthin einladen wird; seid auf Eurer Hut!“

„So müßte man den neuen Verrätern zuvorkommen und sich in den Besitz der Citadelle setzen, um endlich eine feste Zuflucht zu haben,“ sprach Juan, „auf wen von Euch darf ich zählen, mir in dem Unternehmen beizustehen?“

„Ich folge Euch, und Graf Barlaimont mit allen seinen Söhnen,“ erklärte Hendrik fest, „zu Viele in den Plan einer Ueberrumpelung der Festung einzuweihen ist gefährlich; auch thut es nicht not, da die Besatzung nur eine sehr geringe ist.“

„Weiß Euer Oheim um den Anschlag?“

„Ja, Hoheit, doch er hegt nicht die Absicht Euer Verteidiger zu werden,“ sprach Hendrik, den Prinzen anblickend, „mein Oheim gehört zu Euren Anhängern nur noch äußerlich.“

„Ich ahnte es, Ritter von Avré, und ich darf es ihm nicht verübeln, denn ich beleidigte ihn, ohne daß mir Gelegenheit ward, ihm Sühne dafür anzubieten. Mir wurde gesagt, daß Ihr darum wisset.“

„Was ich vermute, Hoheit, weiß mein Oheim nicht und wäre Wahrheit, was man ihm vorgespiegelt, sähet Ihr mich heute nicht hier, Euch den neuen Anschlag zu verraten und meinen Arm Euch zur Verteidigung zu bieten.“

Juan drückte ihm die Hand. „Ich danke Euch, Ritter d'Avré; Ihr glaubtet, wie ich hoffe, nicht, daß ich frevelnd die Hand nach der reinen Jungfrau streckte.“

„Ich kenne Dame Marguèrite genau genug, um einen anderen Sachverhalt annehmen zu dürfen,“ antwortete Hendrik offen; „Ew. Hoheit konnte es kaum vermeiden, in die Schlingen dieses gefährlichen Weibes zu fallen.“

„So viel an mir ist, werde ich mich daraus zu befreien suchen,“ erwiderte der Prinz, „und nun lasset uns zu den Anderen zurückkehren; sobald das Fest geendet, erwarte ich Euch und Barlaimont bei mir zur Beratung.“

Er schritt erhobenen Hauptes, lächelnder Miene in den Banquetsaal zurück, der Königin die Erklärung der vor ihr ausgebreiteten Gegenstände zu geben und ihr zu erzählen, wann und auf welche Weise er in den Besitz derselben gekommen. Als er jedoch Margaretha im Gespräche mit der Herzogin von Aerschot und einigen Herren ihrer Umgebung hinreichend be-

schäftigt sah, um seiner entbehren zu können, trat er wie zufällig an den Grafen Barlaimont heran, der mit seinem ältesten Sohne etwas entfernt von den Uebrigen stand.

„Was Ihr mir rietet, Graf,“ sagte Juan halblaut zu ihm, „es muß morgen schon zur That werden. Bereitet Euch vor mit mir einen entscheidenden Schritt zu wagen. Die Citadelle muß vor dem nächsten Abend in unseren Händen sein.“

Graf Barlaimont wechselte einen schnellen Blick mit seinem Sohne. „Ew. Hoheit sind unterrichtet, daß Eure Feinde Euch bis hierher folgten?“ fragte er.

„Ich bin es und zu gleicher Zeit fühle ich die Unmöglichkeit, diesen beständig schleichenden Verrat, diese hinterlistigen Bedrohungen länger zu ertragen. So sei es denn; ich will den Frieden brechen, den ich Jenen gelobt und wehe ihnen, die mich zu diesem Schritte drängten, den mir die Verzweiflung allein vorgeschrieben.“

Die Königin hatte seine Entfernung dennoch bemerkt, doch gab sie sich den Anschein ihrer nicht zu achten; mit scherzender Anmut setzte sie das begonnene Gespräch mit den niederländischen Edlen fort, am häufigsten Marguèrite d’Avré, der sie einen Sessel

zu ihrer Linken angewiesen, mit einer Anrede auszeichnend.

„Euer Vetter Heinrich Guise erwartet von mir die Nachricht, daß Ihr in Kurzem unsere Feste zu Paris mit Eurer Gegenwart schmücken werdet, teure Marquise,“ sagte sie, „was darf ich ihm von seiner holden Base Freudiges erwidern, wenn ich in einigen Wochen ihn wiedersehe?“

„Ew. Majestät erzeigen mir hohe Gnade, eine solche Botschaft übernehmen zu wollen,“ entgegnete Marguèrite, sich leicht verneigend, „doch weiß mein Vetter nur zu wohl, daß meine Pflicht mich gegenwärtig dort hält, wo mein Gatte weilt.“

„So hätten wir Euch in Zukunft stets da zu vermuten, wo der Prinz-Statthalter zu finden ist, dessen treuen Anhänger Euer Gemahl sich nennt,“ sprach die Königin in neckendem Tone. „Nehmt Euch in Acht, reizende Marquise; dehnt Euer Pflichtgefühl nicht auf des Marquis' Sympathien aus; Euch ist es wohl bekannt, daß jener junge Held, dem all' die Euren dienen, seine Siege nicht nur auf dem Schlachtfelde erkämpft.“

Marguèrite errötete, diesmal jedoch vor Unwillen; mit dem Instinkte des liebenden Weibes hatte

sie bereits aus dem Gespräche zwischen der Königin und Juan entnommen, daß Erstere irgend eine geheime Absicht bei ihrem Besuche zu Namur verfolge; sie war auch selbst eine viel zu geschickte Schauspielerin, um nicht die Maske eines Anderen sofort zu durchblicken und sie empfand daher, daß sie dieser liebenswürdigen Königin gegenüber doppelt auf ihrer Hut sein müsse, um den Geliebten nicht absichtslos zu gefährden.

Nachlässig bewegte sie ihren Fächer, lächelte mit vortrefflich gespielter Unschuld zu Margaretha von Valois empor und sagte harmlos: „Meine Sympathien, erhabene Frau, müssen wohl naturgemäß dem Schutzherrn dieses Landes gehören, das ich aus freier Wahl des Herzens zur Heimat mir erkor. Seine Hoheit, dem die Meinen alle mit warmer Liebe zugethan, hat außerdem uns mit so vielen Beweisen seiner Huld und Güte überschüttet, daß er auf unsere Dankbarkeit für alle ferneren Zeiten zählen dürfte.“

Die Königin hatte sich erhoben und der Marquise einen Wink gegeben, an ihrer Seite zu bleiben; scheinbar die Ausstattung der Gemächer bewundernd, fuhr sie etwas leiser fort: „Und haltet Ihr die Stellung Don Juans für genügend sicher, um kampflos festgehalten werden zu können? Mir scheint, als

ob auch unter dem Adel Niederlands nicht Alle denken, wie Eure Blutsfreunde."

„Das ist nichts Erstaunliches, Majestät; wie seit Jahrzehnten dieses Land in gegenseitigem Zwiespalt sich selbst zerrüttete, so folgt auch jetzt ein Teil des Adels dem Prinzen von Oranien, der andere dem Statthalter, den Don Philipp uns bestimmte."

„Die kleine Schlange hat eine beneidenswerte Geschicklichkeit, mir zu entschlüpfen," dachte die Königin, „nun, sollte der Grund hierfür sehr weit zu suchen sein?" Und von Neuem sich zu der Marquise wendend, fügte sie laut hinzu: „Euer Vetter Guise und der Prinz-Statthalter sind gute Freunde, wie ich höre; wisset Ihr, daß Don Juan von Heinrich die feste Zusage erhalten, seine Werbung um die Hand Maria Stuarts zu unterstützen?"

Die Erinnerung an den Plan einer Vermählung Juans mit der schönen Königin der Schotten war stets geeignet Marguèritens Blut in schnellere Wallung zu bringen; die Fürstin durfte mit geheimer Freude gewahren, daß ihre Begleiterin zum zweiten Male die Farbe wechselte, seit von dem Prinzen die Rede war.

„Ich glaubte zu vernehmen, daß dieser Plan teilweise aufgegeben sei," erwiderte Frau von Avré trotzdem gelassen.

„O nicht doch," lachte die Königin, „und noch mehr! Sogar die jungfräuliche Elisabeth hat ihre scharfen durchdringenden Augen jetzt auf den Helden von Lepanto geworfen, der wohl geeignet, an der Spitze eines Reiches, wie das ihre, England vor jedem Uebergriffe eines Fremden zu verteidigen; Ihr vernahmet, daß sie in Briefwechsel mit Prinz Juan stehe, und ist er klug, so wird auch sein Verstand ihm sagen, welche für ihn zwischen zwei gekrönten Häuptern die bessere Wahl."

Diesmal bedurfte es für die Marquise einer ungeheuren Anstrengung, die erkünstelte Fassung zu bewahren; der Gedanke, daß Elisabeth, vielleicht gerade um in ihrem Gatten einen Verteidiger gegen spanische Ansprüche zu haben, Juan sich vermählen könne, war ihr zu neu, um sie nicht in tiefster Seele zu erschrecken.

„Die Königin von England ist der Lehre Calvins ergeben," sprach sie mit bebender Stimme, „und Don Juan ist ein ebenso eifriger, als frommer Katholik; es ist wohl wenig denkbar, daß er seinen Glauben wechsele, um ihre Hand zu gewinnen."

„Nun, so wird vielleicht der ältere Plan bestehen bleiben," sprach die Königin, „obschon es gefahrvoll für viele Andere ist, wenn zwei Männer,

gleich Heinrich Guise und ihm, sich zu gemeinsamem Thun verbinden, die beiden schönsten, kühnsten Männer unseres Zeitalters, wie sie auch wohl die ehrgeizigsten und unbesonnensten sind. — Dank Euch für Eure Begleitung, teure Marquise; dort naht unser ritterlicher Gastfreund; ich muß ihn einige Minuten noch sprechen, bevor ich mich, wiewohl ungern, aus Eurem Kreise zurückziehe."

Margaretha von Valois verließ am folgenden Tage schon Namur, um sich nach Spaa zu begeben; sie hatte, um eine Abwechselung der ermüdenden Reise zu gewinnen, den Entschluß gefaßt, zwei Stunden unterhalb der Stadt ein Schiff zu besteigen, um auf dem Wasserwege in die Nähe des Bades zu gelangen und bis zu dem Orte, wo das Fahrzeug sie erwartete, wollte Juan ihr das Geleite geben.

Während die Pferde bereits gesattelt wurden, welche die Königin und ihr Gefolge weiter führen sollten, betrat die Marquise d'Avré das Haus des Statthalters, um sich von der Fürstin zu verabschieden und sie dankte es dem Zufall, daß sie zuvor dem Prinzen selbst begegnete, der ebenfalls in die Gemächer Margaretha's sich begeben wollte.

„Ihr kommt spät, Marquise," sprach er, als er

sie die Treppe hinangeleitete, „fast hätte ich Euch bei der Königin entschuldigen müssen.“

„Ihr selbst seid Schuld, Juan,“ flüsterte sie hastig, „rechtet nicht mit mir, wenn ich stets gezwungen bin, mich mit Euren Angelegenheiten zu beschäftigen. Wisset Ihr, weshalb die Königin hierher gekommen?“

„Noch nicht, wenn ihre Angabe unwahr, die Bäder von Spaa zu gebrauchen.“

„Sie will für ihren Bruder von Anjou die Statthalterschaft gewinnen,“ sprach Marguèrite, „und zu diesem Zwecke die Stimmung im Lande erforschen.“

„Von wem erfuhret Ihr dies?“

„Der Sohn des Grafen Lalaing hat es mir heute Morgen erzählt; es war schwer, ihm das Geheimniß abzulocken.“

„Doch Euch gelang es, Zauberin?“ scherzte Juan.

Sie blickte ihn schelmisch an. „Ich gestattete Edmond Lalaing meine Stirn zu küssen; damit erreichte ich endlich, was ich wissen wollte.“

Juan mußte unwillkürlich lachen. „Ihr seid heroisch in der Wahl Eurer Mittel, Marquise.“

„Geschieht es nicht um Euretwillen, undankbarer Spötter? Was thäte ich nicht, um Eurer Feinde Häupter zu zerschmettern?“

„Ich weiß es, teure Marguèrite, und seid gewiß, daß ich es nie vergessen werde."

„O, nur zu bald werdet Ihr es vergessen, wie sehr ich Euch geliebt," sagte sie, der Worte sich erinnernd, welche Margaretha von Valois zu ihr gesprochen, „gedenket Ihr doch unter den Fürstinnen Europas die Gattin Euch zu wählen, welche mich verdrängen muß."

„Mir liegt der Gedanke an eine Heirat ferner als je," erwiderte Juan, „wer, wie ich, in Kurzem vielleicht schon genötigt sein wird, um Freiheit und Leben zu kämpfen, darf ähnlichen Wünschen nicht Raum geben."

Das Erscheinen der Königin und ihrer Damen endete die Unterredung; Margaretha verabschiedete sich in liebenswürdigster Weise von der Marquise und den in der unteren Halle ihrer harrenden Personen und bestieg dann ihr prächtig geschirrtes Roß, um in Juans Begleitung ihre Reise fortzusetzen.

Das gegen die Citadelle vorbereitete Unternehmen konnte an diesem Tage noch nicht zur Ausführung kommen; Juan hatte in der Beratung mit seinen Freunden erklärt, die Rückkehr des Abgesandten der Staaten, Caspar Schetz von Grobbendongs, erwarten zu wollen, um seine Entscheidung von der Botschaft

abhängig zu machen, welche dieser bringen sollte. Der Argwohn gegen den Statthalter, welchen seine Feinde unaufhörlich geschürt, hatte den Staatsrat veranlaßt, Jenen an den Generalgouverneur zu senden, um denselben zur Rückkehr nach Brüssel zu bestimmen. Schon ging das Gerücht, daß Don Juan heimlich Truppenwerbungen veranstaltet, daß man aus der Lombardei das Heer zurückzurufen beabsichtige, ohne daß man wußte, woher zuerst die Nachricht gekommen, und man ersuchte daher den Statthalter durch sein persönliches Erscheinen diese beunruhigenden Gerüchte zu widerlegen. Juan hatte sich zur Rückkehr bereit erklärt, wenn sich die Staaten dazu verstehen wollten, einige Bedingungen zu erfüllen, die er dem Abgesandten vorlegte und die dahin gingen, dem Unwesen der beständigen Schmähschriften und Wühlereien gegen den Stellvertreter des Königs zu steuern, zur Sicherheit seiner Person ihm eine Leibwache zu gewähren und in der Wahl der Abgeordneten der Provinzen keinen so häufigen Wechsel zu dulden, der eine Verständigung mit denselben endlich zur Unmöglichkeit machte.

Caspar Schetz schien mit diesen Forderungen einverstanden; er hatte versprochen die Antwort der Staaten am 23. Juli nach Namur zurückzubringen

und Juan hielt sich verpflichtet, dieselbe erst zu hören, bevor er den beschlossenen Handstreich in das Werk setzte, doch der Abgesandte war noch nicht erschienen, als er von der Begleitung Margaretha's zurückkehrte und der Tag verging, ohne Kunde von ihm zu bringen.

Gegen Abend empfing der Prinz den Besuch des Grafen Barlaimont, der seine Befehle in Betreff des Ueberfalles der Citadelle einholen wollte und auf rasche Entscheidung drang. „Ew. Hoheit wolle nicht verkennen," fügte er hinzu, „daß die Gefahr für Euch sich stündlich mehren wird, wolltet Ihr jetzt noch zögern; wie schwer es Euch auch falle, das zu Brüssel gegebene Wort zu brechen, die Notwendigkeit ist stärker, als Ew. Hoheit Verpflichtung gegen Jene."

„Ihr habt nicht Unrecht, Graf Barlaimont," erwiderte Juan, „und dennoch muß ich die Entscheidung mir bis morgen noch vorbehalten. Ich habe Caspar Schetz gelobt bis zum Dreiundzwanzigsten seiner Rückkehr und der Antwort zu harren, welche er mir von den Staaten bringe; die zweideutige Lage, in die ich mich stürze, könnte nur verschlimmert werden, müßte ich mir vorwerfen lassen, daß ich den Abgesandten Brüssels mit falschem Worte trog, nur um unter einem Vorwande ihn mir aus dem Gesichtskreise zu schaffen."

„Doch Caspar Schetz hatte genügend Zeit von dort hierher zurückzukehren, wenn er gewollt und die Staaten Eure Bedingungen anerkennten, gnädiger Herr," bemerkte der Graf. „Sein Ausbleiben beweist offenbar, daß man Eure Vorschläge verwerfe."

„Mag sein, lieber Graf, und dennoch kann ich vor dem morgenden Tage mich zu einer That nicht entschließen, die, wie die Sachen liegen, für das Land von unberechenbaren Folgen sein muß. An mein Schicksal darf ich kaum noch denken; das Günstigste, was mir geschehen kann, ist meine Abberufung von diesem verzweifelten Posten, der mein Unheil zu werden bestimmt, und bin ich erst frei, will ich lieber als einfacher Feldhauptmann in den Dienst der Ligue treten oder mich in eine Klosterzelle vergraben, als mich länger in so nutzlosem Streben verzehren, wie mein bisheriges Leben es aufweist."

„Und was befiehlt Ew. Hoheit für den Fall, daß Caspar Schetz auch morgen noch nicht hier? Bedenket, gnädiger Herr, seid Ihr in den Händen Eurer Gegner, so seid Ihr auch verloren. Einen so kostbaren Gefangenen giebt Oranien nicht früher frei, als bis er Eurem königlichen Bruder die letzte Bewilligung für sein Vaterland abgepreßt."

„Ah, und Ihr meinet, meines Bruders Liebe sei

nicht stark genug, um meine Freiheit mit dem Opfer von siebzehn Provinzen zu bezahlen?" sprach Juan bitter. „Ich kann nach allen bisherigen Erfahrungen kaum noch daran zweifeln, daß es sich so verhalte. Doch genug davon und jetzt zur Sache. Ich werde morgen früh mit Eurem Sohne Charles und Hendrik d'Avré vor das Thor reiten, anscheinend zur Jagd oder zur Besichtigung von Huy, das ich stärker befestigen lassen will. Ihr werdet mit Euren anderen Söhnen und einigen uns ergebenen Freunden Euch in die Citadelle begeben und mich dort erwarten. Es bedarf des Blutvergießens nicht. Die Besatzung, welche zu geringe, um Widerstand zu leisten, kann ohne Schwertstreich entwaffnet werden; das Zeichen zum Angriff werde ich Eurem Sohne Robert mitteilen, der es Euch und den Uebrigen dann sagen mag. Wir sehen uns morgen, ehe ich die Stadt verlasse, lieber Graf, wenn ich bis dahin nicht selbst überfallen und ein Gefangener in den Händen der Oranier bin."

Der Abgesandte des Staatsrates zu Brüssel kehrte erst am Nachmittage des 24. Juli nach Namur zurück; er überbrachte Don Juan die Bewilligung eines Teiles der von ihm gestellten Bedingungen, zugleich jedoch dem Rate von Namur den geheimen Auftrag jeden Schritt des Statthalters sorgfältig zu

überwachen. Beide Botschaften kamen zu spät. Caspar Schetz traf die ganze Stadt in vollster Aufregung; am Vormittage war, wie ein Lauffeuer, die Kunde durch Namur geeilt, daß der Statthalter sich gewaltsam in den Besitz der Veste gesetzt und man wußte nicht, wie man diesen befremdenden Schritt sich zu deuten habe.

Beabsichtigte Don Juan der Bürgerschaft den Krieg zu erklären, lauerte ein anderer schlimmerer Anschlag hinter diesem ersten, der ebenso überraschend, als erschreckend gekommen war? Der Statthalter selbst hielt es für geboten, den Bürgern eine Erklärung seines Thuns zu geben und es gelang ihm, ihre Empörung durch die Versicherung zu beruhigen, daß kein anderer Wunsch ihn zu der Besitznahme der Festung getrieben, als durch eine gesicherte Residenz den Nachstellungen der oranischen Partei zu entgehen. Doch wenn auch diese Erklärung den Bewohnern von Namur genügend erschien, sich in das Geschehene zu finden, so verfehlte sie dafür gänzlich ihres Eindruckes in den übrigen Provinzen, an welche Juan eine gleiche Rechtfertigung sandte und welche die Kunde seiner That bereits zuvor ereilt. Man war, nachdem die erste Entrüstung über die Verletzung des Ediktes sich gelegt, das Juan selbst erlassen, nicht unzufrieden,

daß man jetzt endlich einen passenden Vorwand gefunden, sich über den Statthalter zu beklagen, ja, der weitaus größere Teil der Bevölkerung frohlockte, daß es den Bemühungen seiner Feinde gelungen, Juan zu einem Schritte zu treiben, den man als offenen Friedensbruch an ihm zu rächen befugt sei. Nun war das Mißtrauen gerechtfertigt, das man so unermüdlich gegen ihn in die Schichten des Volkes getragen und das man schon gehegt, noch ehe er irgend eine Veranlassung geboten, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, welcher Beweise bedurfte man jetzt noch für die spanische Hinterlist und Tücke, vor der Wilhelm von Oranien seine Landsleute stets gewarnt?

Oranien selbst war mit dem Geschehenen innerlich einverstanden; bot ihm der Friedensbruch Don Juans doch den erwünschten Anlaß zu einer völligen Kriegserklärung gegen Spanien und er forderte deshalb in einem dringenden Schreiben die Staaten auf, jetzt nicht die günstige Gelegenheit zu versäumen, sondern durch einen raschen Ueberfall Namurs des Statthalters geringe Truppenmacht zu vernichten und diesen selbst, wenn nicht gefangen zu nehmen, doch zur Räumung des Landes zu zwingen.

Der Rat, welcher den Niederländern in kürzester Frist die ersehnte Freiheit zu bringen vermocht hätte,

war ein viel zu vortrefflicher, um von den Staaten befolgt zu werden. Wie schwer es der Allgemeinheit fällt, den hochfliegenden Plänen eines überlegenen Geistes zu folgen, lehrt die Geschichte aller Zeiten, aller Völker, es sei denn, daß das Schicksal Jenen mit einer Macht ausgestattet, die statt bedächtigen Zauderns, zeitraubenden Erwägens unbedingten Gehorsam fordern darf. Oranien besaß jedoch zum Schaden für sein Vaterland diese ausgedehnte Macht noch nicht und wenn auch sein Einfluß auf die Zünfte und das Volk von unberechenbarer Tragweite blieb, so stand ihm dennoch, halb feindlich, halb mißtrauisch die starke Partei des katholischen Adels gegenüber, die weder ein Uebergewicht des Calvinismus, noch ein Emporkommen des dritten Standes wünschte, oder auch nur zu dulden sich herbeiließ.

So durfte denn der Prinz stets nur raten, warnen, Vorschläge machen, vorläufige Anordnungen treffen und gleichzeitig dabei gewärtig sein, daß man dem von ihm Begonnenen in irgend einer Weise entgegen arbeite und seine Ratschläge zur Hälfte, wenn nicht ganz und gar zu spät befolgte. Diese Unschlüssigkeit, die sich bei jeder Gelegenheit kund gab, diese Sonderinteressen der Parteien, welche es nicht über sich gewinnen konnten, die Ersteren einer zwin-

genden Notwendigkeit unterzuordnen, sollten jetzt allein den Zweck haben, Juan vor schmachvollem Untergange zu retten, wie sie dann auch die Schuld an dem langwierigen Kriege trugen, welcher in der Folge noch das Land zu verwüsten bestimmt war. Statt die Rüstungen mit möglichster Eile zu betreiben, begannen die Staaten mit Juan eine umständliche Verhandlung, von der beide Teile sich sagen konnten, daß sie auch nicht zu dem geringsten Resultate führen würde. Boten eilten zwischen Brüssel und Namur hin und her, Forderungen wurden von beiden Seiten gestellt, Bedingungen entworfen, an deren Erfüllung nicht zu denken war.

Die Vorschläge Juans stießen auf den hartnäckigsten Widerstand, das Verlangen der Staaten, der Statthalter möge nach Brüssel zurückkehren, wurde von ihm ebenso entschieden abgelehnt; zeigte sich der Prinz in einem der ihm vorgelegten Wünsche nachgiebig, so hatte er mit Sicherheit einen neuen größeren zu erwarten, auf dessen Gewährung die Staaten trotzig pochten. Man verstand sich endlich nicht mehr, weil man sich nicht verstehen wollte und Juan, der Streitigkeiten und Verhandlungen völlig müde, machte selbst den an ihn gesandten Bischöfen von Ypern und Arras den Vorschlag, seitens des Staats-

rates seine Abberufung in Madrid zu beantragen und, bis diese erfolgt sei, sich jeder Feindseligkeit gegen ihn zu enthalten.

Doch auch diese billige Forderung vermochte die Niederländer nicht zu friedlicheren Gesinnungen gegen den bisherigen Regenten zu bewegen. Man bestand mit zähem Eigenwillen auf der Räumung der Festung Namur und auf der Uebertragung aller Amtsgewalt auf den in Brüssel residirenden Staatsrat und während unter solchen Umständen die Parteien schroffer als je zuvor sich gegenüber standen, begann auch jede Aussicht auf eine friedliche Lösung der schwebenden Frage allmälig ganz zu schwinden.

Viertes Kapitel.

In dem Kloster der heiligen Salesia nahm das Leben seinen einförmigen Lauf, wie man es seit Tagen, Wochen, seit Monaten und Jahren nicht anders gekannt. Mit dem hellen Klange der Glocke, der die Nonnen zur gemeinsamen Andacht rief, begann für jede Einzige derselben die Erfüllung der Pflichten, welche die Stellung ihr auferlegte, die sie unter den Ordensschwestern einnahm. Die Jüngsten und Kräftigsten unter den Nonnen gingen in den Garten, die Arbeit zu verrichten, welche die Jahreszeit erforderte, die für einen anderen Beruf Vorbereiteten begaben sich in die Lehrsäle zu den Schülerinnen und ein Teil der Nonnen, unter welchen sich gewöhnlich die Aelteren der Schwesterschaft befanden, ging die Werke der Barmherzigkeit zu üben, zu welchen ihr Gelübde die Dienerinnen der heiligen Salesia zumeist verpflichtete.

In dem Umkreise von St. Fleuret kannte man sie wohl, die stillen schwarzen Gestalten, die in die Hütten der Armen und Kranken traten, Pflege, Trost und Labung zu bringen und man wußte ebenso gut, daß kein Bittender vergebens an die Pforte klopfe, hinter welcher jene segenspendenden Frauen wohnten. Gab es doch so viele wunde Herzen, die nach dem frommen Zuspruch verlangten, der ihnen dort von den Lippen der Aebtissin Benedicta wurde, gab es doch so viele Arme und Elende, welche die Not der letzten Jahre ihrer Habe beraubt und die aus des reichen Klosters Vorrat ihre Unterstützung empfingen, glaubten doch die Kranken und Schwachen in den Dörfern rings umher, keine Arznei, kein stärkender Trank sei denen zu vergleichen, die aus den Händen der Schwestern von St Fleuret kamen.

Aber wenn die Kranken und Armen es seit Jahren gewohnt waren, in ihre Hütten die milden, frühe gealterten Gesichter blicken zu sehen, die sie längst als die Botinnen des Klosters kannten, so erstaunten sie jetzt, daß an der Seite der schwarzgekleideten Gefährtinnen seit Kurzem oftmals eine jugendholde Gestalt erschien, ein blühend schönes Mädchen in dem weißen Gewande der Novizen, deren Stimme sanft und süß, gleich der eines Engels, an die Ohren der

Leidenden drang, deren Namen sie mit frommem Schauer sprechen lernten, seit er ihnen das Wesen derjenigen zu künden schien, die man also genannt. Charitas d'Avré hatte auf vieles inständiges Bitten von der Aebtissin die Erlaubniß erhalten, sich schon während ihres Noviziats an den Werken der Liebe beteiligen zu dürfen, welchen sie ihr zukünftiges Leben weihen wollte und Benedicta hatte nach langem Zögern in die Erfüllung ihres heißen Wunsches gewilligt.

„Du bist zu jung noch für einen solchen Beruf," hatte ihre Antwort stets gelautet, wenn Charitas sie von Neuem bestürmte.

„Bin ich denn jung noch, meine Mutter?" hatte Charitas einst traurig lächelnd erwidert. „Sind denn nicht Jahre, lange Jahre verflossen, seit ich im Frühling Abschied von Euch nahm? O rechnet meine Jugend nicht nach meinem Angesicht; glaubt mir, daß ich sie hinter mir gelassen, seit ich aus Brüssels Thoren zog, Euch entgegen, bei der meine Heimat ist."

Benedicta hatte befremdet das Mädchen angeblickt. Die Veränderung, welche die kurzen Monate im Elternhause an ihr, innerlich mehr noch wie äußerlich, hervorgebracht, war ihrem scharfen Auge nicht entgangen, doch scheute sie sich mit Fragen in sie zu dringen, bevor Charitas sich nicht geneigt

fühlte, ihr Vertrauen der mütterlichen Freundin zu eröffnen. Und wie die Worte ihres Lieblings in ihrem Geiste widerhallten, ihr beständig zuflüsternd, daß jene Wendung in das Leben der Jungfrau eingetreten, vor der ihr ahnend bangte, so schwand in dem Mitleid mit dem geliebten Kinde allmälig auch der Widerstand, den sie ihren Bitten entgegengesetzt. Fühlte Charitas den inneren Drang in sich, durch ernste und aufopfernde Werke der Barmherzigkeit die erste Enttäuschung zu vergessen, die ihr junges Leben verdunkelte, wollte sie durch strengste Erfüllung ihrer Pflicht abbüßen, daß ihr Herz, dem himmlischen Bräutigam entfremdet, dem sie geweiht, vielleicht ein irdisch Bild aus der Welt in ihre einsame Zelle mitgenommen — durfte sie die Schutzbefohlene hindern? War es nicht vielmehr ihre Pflicht ihr beizustehen, alle Erinnerung irdischer Freuden und Leiden in sich zu ertödten, indem sie ihr gestattete, im Dienste der Unglücklichen hülfreich sich zu erweisen? Und von diesem Gedanken bewegt duldete sie es, daß die junge Novize anfangs nur in einzelnen Fällen, dann immer öfter und öfter die älteren Schwestern auf ihren Gängen in die Dörfer und Flecken begleitete; sie unterwies sie selbst in den mancherlei Hülfsleistungen, welche die Pflege Kranker und Verunglückter erforderte

und sie hatte die Genugthuung zu vernehmen, wie die Liebeswerke der holdseligen Helferin von den Nonnen sowohl, als von den Leidenden, bald allseitig gepriesen wurden.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu; schon begannen von den hohen Linden, die noch vor wenigen Wochen ihre würzigen Blüten auf die Rasenflächen des Klosters streuten, vereinzelte gelbe Blätter sich zu lösen, und vom Septemberwinde getragen, langsam zur Erde niederzuflattern, früh gewelkten Hoffnungen gleich, die freudig einst am Baume des Lebens sich entfaltet und denen das Schicksal es bestimmt, die ersten zu sein, die davon fielen, ehe die Zahl der übrigen ihnen folgte, die jetzt noch frisch und fröhlich grünten und bald, wie ihre Gefährten, fahl und welk in dem Herbstwinde entflattern sollten.

Es waren ähnliche Betrachtungen, die vor die Seele Charitas' traten, als sie nach dem gemeinsamen Mittagsmahle jetzt unter den Bäumen des Gartens stand, zum Ausgange gerüstet, den sie in wenigen Minuten mit Schwester Annunziata antreten sollte. Die braunen, ernsten Augen schauten einem der gelben Blätter nach, das, ohne auf den Boden zu gelangen, von dem stärker sich erhebenden Luftzuge weiter und weiter entführt, den Blicken der

Schauenden entschwand und ihr Antlitz überflog der Schein eines Lächelns.

„Armes, welkes Blatt! Ein Grab nur wartet Deiner, ob Du aus diesen Mauern den Ausweg fandest, ob Du Dein Schicksal hier erfüllst, gleich mir, die von dem Baume des Lebens frühe losgelöst, in diesen Mauern ihrer Pilgerschaft Ziel zu erwarten bestimmt. Was nützte es mir, Deinem Fluge zu folgen, der nur ein trostlos Irren im endlosen Raume, nicht dorthin führen darf, wo dennoch meine Gedanken weilen? Oder bist Du der todten Sehnsucht Bild, die mich einst thöricht, selig das heilige Gelübde fast vergessen ließ, das mich gebunden und die so bald — so bald schon welk und gebrochen aus meinem Herzen schwinden mußte, als sei sie nie gewesen? Es war gerechte Strafe für die begangene Sünde, daß mich der Schmerz treffen mußte, den ich erlitten und der die Jugend von mir streifte, in deren Traum ich sorglos dahin gelebt. Ein Traumgebilde selbst, stand Er am Eingange der fremden und gefürchteten Welt und sie erschien mir plötzlich herrlich und begehrenswert, da er ihr angehörte. Jetzt habe ich verlernt nach ihr zu verlangen und mich erfaßt das gleiche Grauen vor ihrem falschen Glanze, das ich schon damals empfand, ehe ich sie kannte, — doch

weshalb nur vermag ich ihm nicht mehr zu zürnen, der ihrer Sünde nicht entging, gleich all' den Andern, welchen in ihr zu leben und zu kämpfen beschieden? Weshalb muß ich in Sorge sein gedenken und in wortlosem Gebete seine Rettung erflehen, den ich von Neuem in drohenden Gefahren weiß? Das Mitleid — ach, ich fühlte es längst, verlöschte jenen Groll, der eine kurze Zeitlang gegen ihn sprach; jetzt weiß ich nichts, als daß ich für ihn zittere, wie damals, als ich zum ersten Male vor sein Antlitz trat. O, heilige Jungfrau, vergieb, vergieb die Schuld mir, die ich gegen Dich begehe; verwirf die sündige Bitte nicht, die für ihn zu Dir sich drängt; ich habe nichts, als meine Gebete ihm zu geben, sie flehen nicht für mich, die längst für ihn gestorben, nur ihn, nur ihn errette aus seiner tiefen Not; laß ihn nicht schmachvoll untergehen, der einst für Dich, für Deinen Sohn die Seinen zum glorreichsten Siege führte."

Die Gitterthür klirrte, die den Garten von dem Hofe schied; Charitas erblickte die Aebtissin, welche raschen Schrittes sich ihr nahte; ehrerbietig, wie sie es gewohnt, ging sie ihr entgegen, sie zu begrüßen.

„Ihr befehlt, hochwürdige Mutter?" fragte sie sanft.

Benedicta warf einen Blick auf den Anzug des

Mädchens, das über ihrem weißen Kleide den schwarzen Mantel trug, der bei den Ausgängen üblich war.

„Du bist, wie ich sehe, zu einem Gange in das Dorf bereit, meine Charitas?"

„Ja, teure Mutter. Schwester Annunziata holt aus der Küche nur noch einige Speisen herbei, die Ihr uns mitzunehmen auftruget."

„Ich weiß es, doch ich kam herab, Dich von dem heutigen Ausgange zurückzuhalten," sagte Benedicta, liebkosend über das Haupt der Novize streichend, das statt der Ordenskappe ein weißes gefaltetes Tuch noch bedecken durfte.

„Weshalb, meine Mutter? Schwester Annunziata wird das Tragen der Körbe allein zu schwer, die übrigen Schwestern haben ihre Beschäftigung und ihre andern Kranken; so fühle ich mich doppelt gebunden, ihr beizustehen; Ihr wisset, daß es zur Zeit viel Siechtum unter den Dörflern giebt."

„Die Sorge um Dich, mein Kind, heißt mich, Dich nicht mehr anzustrengen, als ich es mit meiner Pflicht für Dich vereinigen kann; in dem Dorfe, welches Ihr besuchen wollt, herrscht ein böses Fieber; ich fürchte, daß Du bei den Liebeswerken, die ich Dir noch nicht einmal gestatten sollte, Ansteckung davon trügest."

„Mein Leben steht in Gottes Hand," erwiderte Charitas, „er hat es mir gegeben, er kann es auch frühe von mir nehmen, wenn es ihm gefällt."

„Und nicht allein die Gefahr der Ansteckung ist es, die mir Deine Gänge besorgnißerregend macht," fuhr die Aebtissin fort, „die Gegend um unser Kloster erscheint mir nicht mehr so sicher, wie in früherer Zeit. In Namur und Gemblours lagert viel fremdes Kriegsvolk; es könnte Dich der Angriff eines Rohen ereilen und Du schutzlos Schmähung oder Schlimmerem ausgesetzt sein."

„Glaubt Ihr denn wirklich, meine Mutter, daß irgend Jemand mir in roher Weise begegnen könnte? Ich vermag es mir nicht vorzustellen; das heilige Gewand, welches ich trage, wird mich schützen, es flößte bisher ja jedem Fremden Achtung ein, den der Zufall in unsern Weg führte; die Kriegsleute zu Namur sind unseres Glaubens; gewiß, sie werden mir kein Leid zufügen."

Benedicta lächelte. „Du bist ein tapferes Kind, wie ich bemerke, und wohl ziemt es der zukünftigen Ordensschwester furchtlos in Gefahren sich zu zeigen, doch sähe ich Dich lieber in der sicheren Mauern Hut, als auf dem freien Felde wandern, keinen andern Schutz an Deiner Seite, als Schwester Annunziata."

„Ich danke Euch für Eure Sorge um mich, teure Mutter," sagte Charitas sanft, „seid ohne Furcht und lasset mich mit der guten Schwester gehen. Wüßtet Ihr, wie glücklich es mich macht, die Thränen trocknen zu helfen, die Not und Kummer in die Augen Anderer zwingen."

Die Aebtissin schwieg; auch ihr Blick streifte wie in Zerstreuung zu der Linde, unter welcher Charitas gestanden.

„Sie war noch unlängst grün und frisch und schon beginnt sie herbstlich zu verwelken," sprach sie vor sich hin.

Charitas folgte dem Blicke der mütterlichen Frau.

„Auch ich dachte dessen, als Ihr kamet," sagte sie leise.

Ein Seufzer hob Benedicta's Brust. „Ich teilte Dir noch nicht mit, was draußen in der Welt sich begeben," fuhr sie nach einer Pause fort, „die Kriegsrüstungen im Lande nehmen immer drohendere Gestalt an; aus Italien, sagt man, kehre das Heer zurück; wolle Gott es verhüten, daß diese Gegend um uns der Schauplatz der bevorstehenden Kämpfe werde."

„So meint Ihr, hochwürdige Mutter, daß der — Prinz-Statthalter den Staaten den Krieg erklären wird?" warf Charitas unsicher hin.

„Es ist fraglich, ob er es kann," erwiderte Benedicta. „Er darf auf keinerlei Kriegsmacht sich stützen, außer den wenigen Deutschen, die in Namur als Besatzung liegen und die Staaten haben ihm bereits gedroht, ihn als einen Feind des Vaterlandes erklären und demgemäß behandeln zu wollen."

Es war das erste Mal seit Wochen, daß zwischen Benedicta und ihrer Schutzbefohlenen Juans wieder erwähnt wurde; eine Jede von ihnen scheute sich durch irgend eine zufällige Aeußerung die tiefe Sorge zu verraten, die sie um ihn bewegte, eine Jede trachtete ihr Gefühl, wiewohl aus verschiedenen Gründen, der Anderen zu verbergen, so lange es möglich war.

Schwester Annunziata erschien mit den gefüllten Körben, deren einen sie der jüngeren Gefährtin übergab; Charitas küßte der Aebtissin Hand und folgte dann der älteren Nonne, die rüstigen Schrittes die gewohnte Wanderung antrat. Die Thätigkeit der barmherzigen Schwestern mehrte sich, wie schon Benedicta erwähnt, von Tage zu Tage; eine bösartige Krankheit herrschte in den Dörfern und oftmals zögerte sich die Rückkehr der ausgesandten Nonnen bis zum Vesperläuten hin. Ihre Pflicht gebot ihnen im Amte der Liebe nicht zu ermüden, nicht zu wanken, und

soweit ihre Kräfte reichten, helfend sich zu nahen, wo immer man sie brauchte.

Die letzte der Hütten, welche die Schwestern besuchten, lag am Rande eines Gehölzes von den übrigen getrennt, fast eine Stunde von dem Kloster entfernt und von dort wollten Beide, bevor es dunkelte, den Rückweg einschlagen. Doch Annunziata traf die eine der Kranken, die sie dort vermutete, bereits sterbend, und wagte nicht die Unglückliche zu verlassen, gleichzeitig aber auch nicht Charitas in der erstickenden Luft des ungesunden Raumes länger zu behalten, da ihr die Aebtissin für die Novize noch vor dem Scheiden besondere Sorgfalt anempfohlen.

„Wirst Du Dich fürchten, Kind, den Heimweg allein zurückzulegen?“ fragte sie beunruhigt, zwischen beiden Pflichten schwankend. „Ich muß hier bleiben, wie Du siehst, bis es vorüber.“

„Darf ich nicht auf Euch warten, Schwester Annunziata?“ entgegnete Charitas bittend.

„Nein, mein Kind,“ lautete die entschiedene Antwort. „Du weißt, daß Dir nur als eine Ausnahme es gestattet ist, die Kranken zu besuchen und ich kann es nicht auf mein Gewissen nehmen, Dich bis zur einbrechenden Nacht vielleicht außerhalb des Klosters zu behalten.“

Charitas neigte ihr Haupt; Gehorsam gegen die älteren Nonnen war für die Novizen eines der ersten Gebote; sie fürchtete von ihrer Begleitung künftig ausgeschlossen zu werden, wenn sie sich weigerte.

„Und die Körbe?“ fragte sie, auf dieselben deutend. „Soll ich sie mitnehmen?“

„Nein, sie holt die Laienschwester morgen in der Frühe, wenn ich das Notwendige zum Begräbniß für die Sterbende geordnet. Gehe heim, Kind; Du kannst im Kloster sein, bevor es läutet.“

Charitas ging. Es war ihr fast lieb, den weiten Weg allein machen zu dürfen, ohne die Begleitung der gutherzigen, aber äußerst geschwätzigen Annunziata, die sie mit den bedeutungslosesten Fragen stets aus ihren Gedanken riß. Und dennoch kreisten diese heut so unablässig um den gleichen Punkt, dennoch empfand sie das Bedürfniß, ihnen zu folgen, die stets dorthin eilten, wo er, den man einen Feind ihres Landes nannte, von tausend Gefahren umringt, seinen Platz zu behaupten suchte, um nicht elender Feigheit angeklagt zu werden, wenn er den qualvollen Posten verließe.

Es war in den letzten Wochen nur vereinzelte und spärliche Kunde von den Vorgängen zu Namur und Brüssel in das Kloster gedrungen, oder hatte

Benedicta es für nutzlos gehalten, der Novize über das Schicksal des Prinzen etwas mitzuteilen, für den sie selbst dennoch eine gewisse Anteilnahme zu verraten schien? Ein Brief ihrer Stiefmutter war der Aebtissin kürzlich aus Namur zugegangen; die Marquise also weilte noch dort, ohne daß es ihr in den Sinn gekommen, die Stieftochter in dem nahen Kloster aufzusuchen. Charitas empfand auch kein Verlangen nach ihr; sie sagte sich mit eifersüchtigem Schmerze, weshalb Marguèrite die Stadt zu längerem Aufenthalte gewählt, obwohl sie nach der Abreise der Königin von Navarra keinen Grund hatte, länger dort zu bleiben und es war Charitas, als ob sie bei der Pein dieses Gedankens nicht verweilen könne.

Doch auch ihr Vater hatte sie, während seines Aufenthaltes in ihrer Nähe, nicht gesehen; er zürnte ihr wohl noch, um des vermeintlichen Fehlers, den sie sich hatte zu Schulden kommen lassen. Vielleicht war es besser, daß auch er ihr ferne geblieben; hatte nicht auch sie geholfen, wenn auch in anderer Weise, als er glaubte, ihn zu täuschen, indem sie ihre Hand zu dem Betruge seiner Gattin lieh?

Nein, nein, nichts mehr von den Ihren, die sie für immer aufgegeben zu haben schienen; der Vater würde endlich ihrer als einer Todten sich in alter

Liebe erinnern lernen und die Mutter? Charitas schauderte leise; die Frau, welche den heiligen Namen für sich beanspruchte, war vielleicht zufrieden, von ihr befreit zu sein, in der sie mit Unrecht eine Nebenbuhlerin gefürchtet.

Sie war in Gedanken verloren am Rande des Flusses dahingeschritten, in welchem die Strahlen der sinkenden Sonne sich spiegelten; dort in der Ferne die wehrhaften Türme, die jener Strahl gleichfalls vergoldete, gehörten zu der Citadelle von Namur; nur eine kurze Wegesstunde lag zwischen ihr und dem Orte, wo er weilte und doch erschien es ihr, als dehnten zwischen ihnen sich der Erde ungemessene Weiten. Sie wandte langsam sich zur Linken, wo zu ihrem Kloster sich die Straße abzweigte; in ihrer Nähe ließ der Hufschlag mehrerer Pferde sich vernehmen, sie achtete nicht darauf; es war nichts Seltenes, daß von der Besatzung Dieser oder Jener einen Ritt in die Nachbarschaft machte; sie hatte nie noch Grund gefunden, die Kriegsknechte zu fürchten, die, selbst meist Katholiken, den barmherzigen Schwestern mit ehrfurchtsvoller Scheu begegneten.

Doch jetzt kam einer der Reiter näher, während des raschen Vorüberjagens die einsame Gestalt am Flußufer scharf in das Auge fassend, als ob er sich

überzeugen wolle, wer sie sei; Charitas erschrak nun doch ein wenig, sie glaubte in dem Reiter Escovedo erkannt zu haben.

Eilenden Fußes ging sie weiter; was führte Juans Vertrauten hierher und war es wirklich der nämliche Reiter, den sie schon mehrmals in der Umgebung des Klosters erblickt, wenn sie mit Annunziata ihren Liebeswerken nachging und dessen Züge sie in der Ferne nicht deutlich zu unterscheiden vermocht? Aber ihre Zweifel sollten eine ebenso schnelle als überraschende Lösung erfahren; wenige Minuten, nachdem er entschwunden, kam es abermals herangebraust, wie flüchtige Rosseshufe, die kaum den Boden berühren, über welchen sie dahineilen.

Charitas wußte nicht, weshalb ihr Herz plötzlich so wild und stürmisch zu schlagen begann, weshalb sie zu entfliehen strebte, als jetzt die Hufschläge dicht hinter ihr verstummten, als sie vernahm, wie von dem Pferde der Reiter sprang, den sie noch immer nicht anzublicken wagte, weil ja ihr Herz ihr ahnend zuflüsterte, wer es sei, der so plötzlich in ihren Weg getreten.

Und jetzt auch hatte er sie erreicht; den Pfad ihr abschneidend, den sie in ängstlicher Hast verfolgte,

stand er vor ihr und seine Lippen sprachen halblaut ihren Namen: „Charitas!“

Sie wollte schweigend sich von ihm wenden; er ergriff ihre Hand. „Charitas, bin ich von Euch bereits so weit gerichtet, um mich nicht mehr anhören zu wollen?“ fragte er flehend.

Sie schlug die Augen langsam zu ihm empor. „Ich habe keine Befugniß, Hoheit, Eure Richterin zu sein,“ sprach sie ablehnend.

Er hielt noch immer ihre Hand, die sich vergebens zu befreien suchte. „Nein, nein, nicht diesen herben Ton,“ fuhr er dringender fort, „muß ich es Euch denn eingestehen, wie lange schon ich dieser Stunde entgegengeharrt, in der ich endlich Euch ohne Zeugen sprechen kann? Ich ließ seit Wochen Euer Kloster heimlich bewachen, um zu erfahren, zu welcher Stunde Ihr dasselbe verlasset und wohin Euer Weg führt; zwei- dreimal sah Euch Escovedo aus der Ferne, doch stets in der Begleitung einer anderen Nonne und so wagte er es nie Euch anzureden oder mich zu benachrichtigen, Euch auf dem Rückwege von den Dörfern zu erwarten. Den Eintritt in Euer Kloster konnte ich nicht erzwingen und, Charitas, wie könnte ich es vor Andern aussprechen, was nur Ihr allein zu hören bestimmt? Heute endlich — endlich

führte ein gütiger Stern den Suchenden auf Eure rechte Spur — und Ihr könntet so unbarmherzig sein, mir diesen langersehnten Augenblick zu rauben?"

Er hatte in fliegender Eile gesprochen; Charitas gewahrte, daß seine Lippen bebten, daß er, wie es ihr erschien, in fieberischer Erregung war.

„Was habt Ihr mir zu sagen, Hoheit?" fragte sie beunruhigt. „Bedenket, daß ich Euch weder in dem Kloster, noch hier auf offenem Felde Rede stehen darf."

„Ich werde Euch nichts sagen, was Euch beleidigen oder erschrecken könnte," erwiderte Juan traurig lächelnd, „von Euch nur will ich jenes eine Wort hören, das Ihr vielleicht auszusprechen Euch nicht überwinden könnt, das Wort: ‚Verzeihung', Charitas!"

„Ich habe nichts Euch zu verzeihen, Hoheit," sprach das Mädchen, „wer zu verzeihen hat, der hatte auch ein Recht Anklage zu erheben, Ihr thatet mir kein Unrecht, als Ihr meine Mutter liebtet, die Täuschung, die sie meinem armen Vater bereitete, trifft nur zur Hälfte Euch, der Ihr nicht einmal darum wußtet."

„Und hättet Ihr die Feigheit von mir erwartet, die Schuld Euch büßen zu lassen, die auf mein

Haupt und das — einer Andern fiel?“ fragte er heftig. „O Charitas, nicht meinen Leichtsinn vor Euch zu rechtfertigen kam ich hierher, nicht meines Fehlers Entschuldigung wollte ich darin suchen, indem ich Euch von der Verirrung der Leidenschaft spreche, die Eurer reinen Seele für alle Zeiten fern zu bleiben bestimmt, nur Eure Verachtung kann ich nicht ertragen, mögen Alle, Alle mich geringe schätzen, Ihr sollt, Ihr dürfet es nicht; ich will den Platz in Eurem Herzen nicht verlieren, den ich einst darin einzunehmen glaubte, ich will das holde Mitleid, das Ihr für den Bedrohten hegtet, mir wieder gewinnen, wenn ich durch mein Vergehen eingebüßt, was Ihr mir über dieses Mitleid schenktet.“

Sie waren auf dem betretenen Wege langsam weiter geschritten; Escovedo hielt in einiger Entfernung das Pferd seines Herrn; soweit das Auge reichte, war außer ihnen kein lebendes Wesen zu erblicken; kein Laut drang in die Einsamkeit umher, als aus den hinter ihnen liegenden Dörfern das Gebell der Rüden und eines Wasservogels Schrei im nahen Röhricht.

„Mein Prinz,“ sprach Charitas, die tiefe Bewegung unterdrückend, welche sie durchzitterte, „Ihr überschätzet wohl den Wert, den meine Meinung für Euch haben sollte. Ist es Euch eine Beruhigung zu

erfahren, daß ich Euch niemals zürnte, nehmt sie aus dieser Stunde mit Euch hinweg, die wohl die letzte bleiben wird, welche Euch auf dieser Erde mir nahe führte. — Nein, unterbrecht mich nicht,“ fuhr sie dringender fort, „und höret, da ich Eure Bitte Euch gewährte, auch die meine, welche dahin geht, ein ähnliches Zusammentreffen, wie das heutige, nicht ferner nachzusuchen. Erinnert Euch, daß ich des Himmels Eigentum und daß es mir nicht mehr erlaubt ist, eines irdischen Mannes Angesicht zu schauen, noch seine Worte zu hören, es sei denn, daß die Pflicht der Barmherzigkeit mich an die Leidensstätten Kranker und Elender ruft. Ist Euch die Anteilnahme teuer, die ich Eurem Geschicke zolle, möget Ihr erfahren, daß Ihr nie sie eingebüßt und wie meine Gebete Euch geleiteten, selbst wo Ihr in dem Wahne befangen, daß ich Euch grollte, so werden sie auch fürder täglich zu Gott und seinen Heiligen flehen, damit er Euch Errettung vor Euren Feinden und Eurem Herzen Frieden und Ruhe schenke.“

Es war ihr nicht völlig klar, ob Juan den Sinn ihrer Worte gefaßt, denn, ungeachtet ihrer Mahnung, hatte er von Neuem die Hände der zukünftigen Nonne ergriffen, um sie mit Küssen zu bedecken; er sprach es nicht aus, ob er ihr danke, nur seine Augen, die

blauen, leuchtenden Augen, die jetzt tief sich in die ihren senkten, sie sprachen für ihn und vor ihrem beredten Flehen fühlte Charitas die mühsam behauptete Fassung schwinden.

„Ihr gebt mir Tröstung, wie die Heiligen sie geben," sagte er endlich, „und seid im gleichen Augenblicke so hart, mir zu gebieten, Euch fortan zu meiden. Soll ich geloben, Charitas, was ich ja dennoch nie zu halten vermöchte? Entfliehet mir, ich werde Euch zu finden wissen, wie ich heut Euch fand, — Ihr seid die Ruhe, der selige Frieden, den Ihr für mich erflehen wollt; ich kann nicht von Euch scheiden, ohne daß Ihr mir die Hoffnung schenket, Euch wiederzusehen."

„O, fordert das nicht," sagte Charitas bittend, „wie darf ich Euer Verlangen erfüllen? Wie könnte ich Euren Worten länger noch lauschen, wenn sie mir sagen, was ich niemals hören darf? Seid barmherzig, gebt mich frei, Ihr ließet mich glauben, daß Ihr eine Andere liebtet und wollt mir dennoch von der Sehnsucht sprechen, die zu mir Euch zieht?"

„Nennt mir die Andere nicht," loderte Juan auf, „vermögt Ihr zu denken, daß das Gefühl, welches mich zu Euch zieht, mit dem zu vergleichen sei, was ich für sie gehegt? Ist es denn Liebe, was ich von Euch begehre, Charitas? Man liebt ja Heilige

nicht; man darf sie nur anbeten und zu ihnen flehen, daß sie uns entsündigen."

Er hatte ein Knie vor ihr gebeugt und preßte seine Stirn auf ihre Hand; Charitas begann heftig zu zittern.

„Schonet mein, ich beschwöre Euch," hauchte sie, „wenn ich Euch mehr geworden, als ich es vor meinem Gewissen verantworten darf, zwinget mich nicht zu gestehen, daß ich Eure Sünde teile."

Die Worte, kaum hörbar gesprochen, waren fast wider ihren Willen über ihre Lippen gekommen und sie erschrak über sich selbst, daß ihre innere Erregung, die bebende Angst vor Juans sich steigernder Heftigkeit ihr dieses Geständniß entrissen. Er sprang empor; seine Blicke ruhten verzehrend auf dem süßen blassen Angesichte; seine Arme streckten sich wie unwillkürlich aus, die zarte Gestalt zu umfangen; er ließ sie wieder sinken, die flehenden angstvollen Augen vor ihm hielten ihn zurück, dem stürmischen Drange seines heißen Herzens zu folgen.

Ehrerbietig berührten seine Lippen den Saum des Mantels, den sie trug. „Ihr fürchtet Euch vor mir, Charitas?" fragte er halblaut, sich über sie neigend.

Es war ein strahlendes Lächeln, das seiner Frage

Antwort gab. „Euch fürchten?“ flüsterte sie in den Lauten tiefster Innigkeit. „Nein, o, nein.“

Und während sein Kuß die weiße Stirne streifte, sank, überwältigt von ihrer Bewegung, ihr junges Haupt an seine Brust.

Escovedo, der aus einiger Entfernung in wachsender Besorgniß der Unterredung seines Herrn mit Charitas gefolgt, fand es jetzt geboten das junge Paar aus seiner Versunkenheit zu erwecken.

„Mein fürstlicher Herr,“ wagte er zu bemerken, indem er sich dem Prinzen näherte, „die Sonne ist im Sinken, wollet Euch erinnern, daß das Fräulein in das Kloster zurückkehren muß und daß der Weg bis dahin noch ein ziemlich weiter ist.“

Charitas fuhr erschrocken und hocherrötend empor. „Don Escovedo hat Recht, Hoheit,“ sagte sie verwirrt, „ich muß heimkehren, die Pforte wird mit dem Vesperläuten geschlossen.“

Juan nahm das Federbarett aus den Händen des Vertrauten, das er bei der Begegnung mit Charitas auf das Gras geworfen. „Ihr dürft den Weg nicht allein zurücklegen, Charitas,“ sagte er, halb bittend, halb befehlend, „Ihr müsset mir gestatten, Euch eine kurze Strecke noch zu geleiten; Escovedo mag uns mit den Pferden folgen.“

„Wenn uns Jemand begegnete," wandte Charitas beklommen ein.

„Ich habe, so oft ich diese Gegend nach — Euch durchstreifte, nie ein lebendes Wesen angetroffen," erwiderte Juan, „den Weg durch die morastigen Wiesen nimmt wohl nur ein vereinzelter Wanderer und dieser wird uns keine Gefahr bringen. Das Stückchen Erde hier ist einsam für uns geworden, Charitas, den Traum uns vorzugaukeln, daß wir die einzigen Lebenden auf weiter Welt geblieben."

Er hatte ihren Arm in den seinen gelegt, sich ihrer zu versichern und schritt mit ihr durch die öde Moorfläche dahin, an deren Wegesrand vereinzelte Erlen und hier und da einige Büschel hohen Schilfes ragten. Escovedo führte vorsichtig die beiden Pferde auf dem schmalen Pfade weiter, im Stillen sich das unerfreuliche Bild ausmalend, daß dennoch irgend ein unbefugter Wanderer ihnen hier begegnen, wo kein Ausweichen möglich und den Fürsten oder die junge Novize erkennen könne. Juan schien eine ähnliche Sorge völlig fern zu liegen.

„Lasset uns jetzt unsere Erlebnisse austauschen," begann er nach einer Pause zu seiner Begleiterin, „Ihr fragtet nach meinem Schicksal noch nicht und ich habe Euch doch soviel zu berichten."

„Ich vernahm durch Mutter Benedicta, daß man mit Euch so hart, wie ungerecht verfahren, seit Ihr Euch in Besitz der Veste setztet," antwortete das Mädchen, „wüßtet Ihr, wie sehr ich um Euch zitterte und bangte."

„Ja, Charitas, man hat mir übel mitgespielt," sagte Juan, während eine Wolke seine Stirn beschattete, „ich sehe kaum noch eine Möglichkeit mich für längere Zeit in Namur zu halten, wenn nicht das Heer zu meiner Unterstützung gesandt wird, das ich zu meinem Unheil allzu nachgiebig entlassen. Die Staaten haben den Pfalzgrafen Johann Casimir zu Hülfe gegen mich gerufen und in Brüssel verlangt man stürmisch nach dem Erscheinen Oraniens, um über die entsprechenden Schritte gegen Don Philipp zu beraten."

„Und mein Vater? Mein Oheim? Sind Sie noch bei Euch?" fragte Charitas zögernd.

„Sie verließen mich, als sie gewahren mußten, daß meine Sache eine halb verlorene sei," antwortete Juan, nicht ohne Bitterkeit; „doch," fügte er hinzu, „ich darf keinen Vorwurf gegen sie erheben, Charitas, und Ihr dürft nicht so traurig blicken; konnte ich von Eurem Vater denn erwarten, daß er mir ferner beistehe? Und Eurem Ohm suchte ich die Citadelle von Antwerpen zu entreißen, als ich zum Kampfe gegen

die Staaten mich entschloß. Der Plan mißlang, weil, wie überall, Verrat im Spiele war; seit jenem Ereignisse zählt der Herzog zu meinen Gegnern."

„So mehren Eure Feinde sich in erschreckender Zahl, von welcher Seite aber wird Euch Rettung kommen?"

„Ich erwarte täglich, ja fast stündlich meine Abberufung von diesem verhaßten Amte, auf welchem ich Ehre, Leben und ewig Heil zu verlieren bestimmt scheine. Doch meine Briefe an Don Philipp blieben bisher unbeantwortet und während man von Brüssel aus mir längst alle Amtsgewalt genommen, bin ich gezwungen in der Stellung eines Statthalters auszuharren, die nur dem Namen nach eine solche geblieben. Würde ich nicht fürchten knabenhafter Feigheit beschuldigt zu werden, so hätte ich dieses armselige Leben bereits von mir geworfen, den Kopf mir an einer Mauer zerschmettert oder mich in einen Abgrund gestürzt, nur um die Kette nicht weiter tragen zu müssen, die man auf mich gelegt."

„Ihr seid ein Christ, man rühmt allerorten Euren frommen ergebenen Sinn," sprach Charitas mit sanftem Vorwurfe, „vertrauet Ihr nicht länger auf Ihn, der mächtiger als alle Eure Feinde, Euch zum Siege helfen kann?"

„Auch der stärkste Glaube vermag zu wanken, wenn wir von ihm verlassen uns wähnen, der in ein Schicksal uns gestoßen, welches wir nicht verdient zu haben meinen, vielleicht aber ist es mir beschieden, die Strafe dafür zu leiden, daß ich dem Dienste Gottes eigenmächtig mich entzog."

„Ihr dientet ihm dennoch, indem Ihr seiner Kirche zum Siege über die Ungläubigen halfet und geht auch jetzt nicht Euer Streben dahin, des Königs Oberhoheit und mit ihr der allein wahren Religion Euer Schwert zu leihen?"

Juan blickte in die schimmernden Augen, die zu ihm emporgewandt. „Ihr seid eine Niederländerin und wünschet mir den Sieg?" sprach er mit halber Stimme. „Die Euren stehen feindlich mir gegenüber und nicht langer Zeit wird es bedürfen, daß man mich für einen Verräter an Eurem Vaterlande erklärt." —

Das Klopfen ihres Herzens tönte gegen den Arm, welcher sie führte; ihre Hand wollte leise sich zurückziehen; er legte die Linke auf die schlanken Finger, um den Fluchtversuch zu hindern.

„Ist es nur Mitleid mit dem Bedrohten, Charitas, das Euch die süßen Worte eingiebt, mit welchen Ihr mich zu trösten sucht?"

Sie empfand zum zweiten Male, daß sie ihm zu viel gestanden; mußte er es wissen, daß er bereits aus ihrem Herzen die Anteilnahme an des Vaterlandes Schicksale gelöscht, um nur der Sorge für das seine Raum darin zu gestatten?

„Mögt Ihr es Mitleid nennen, Hoheit," sprach sie, die langen Wimpern auf die erglühenden Wangen senkend, „war es nicht dieses, das Ihr von mir heischtet, nicht dieses, welches ich Euch allein gewähren kann?"

Er drückte ihre Hand an seine Brust. „Ich will mit keinem andern Namen es nennen, Ihr holder Engel des Trostes," sagte er bewegt, „Euch danken, daß Ihr mir dieses weihtet, noch ehe ich dessen mir bewußt und zu Euch flehen, daß Ihr mir erhaltet, was mich in dieser Stunde die Bedrängniß der eigenen Lage vergessen ließ, um einer Seligkeit, wie ich sie nie gekannt zu haben meine, Raum zu geben. Zweifelt Ihr noch daran, wie notwendig Ihr mir seid, wie ich den Gedanken nicht fassen kann, daß ich Euer geliebtes Antlitz nicht wieder schauen soll?"

„Ich darf, ich darf Euch keine Hoffnung des Wiedersehens geben," erwiderte Charitas, mit verzweifelter Anstrengung das Verlangen ihres eigenen Herzens bekämpfend, „wollt Ihr mich zwingen, das

Gelübde zu verletzen, das ich auf mich genommen, in Jahresfrist es durch den heiligsten Eid zu bekräftigen?"

„Nicht das, süße Charitas; nur das Versprechen mir nicht zu entweichen, wenn es der Zufall fügt, daß ich Euch wieder begegne. Der Heiligen Bild, vor dem am Wege der Wanderer kniet, wendet sich nicht von ihm, wenn er belasteten Herzens sich ihm naht und Ihr wollt mir es weigern, zu Euch meinen Kummer zu tragen, wenn mich des Lebens Pein und Sorge fast erdrückt?"

„O, ich bin keine Heilige, Hoheit, es wäre frevle Hoffart, wollte ich Euch eine Bitte gewähren, die in solcher Weise mir dargebracht wird."

Die Moorwiese war von den Wanderern durchschritten; ein kleines Gehölz noch trennte sie von dem Felde, das bereits zu dem Eigentum des Klosters gehörte.

„So lasset für mich sprechen, was Euer Herz für den Euch eingiebt, den die Euren verließen," sagte Juan, „und übet Gnade, wo auch Euer Mitleid nicht mehr ausreichend für ihn ist. Nennt eine Stunde mir, in der ich Euch von ferne durch das Gitter Eures Gartens erspähen kann, bezeichnet mir das Fenster Eurer Zelle und ich will dankbar sein, wenn ich auch Euren Schatten nur dahinter zu ge-

wahren vermag und in der Hoffnung mich zufrieden geben, daß Ihr zur gleichen Stunde mein gedacht."

Sie versuchte noch ein letztes Mittel seinen Bitten zu widerstehen. „Ich bin verpflichtet unserer Aebtissin jedes Erlebniß mitzuteilen, das mir begegnet; sie wird mir nie gestatten Euch wieder zu sehen."

Er hatte die kleinen Hände immer noch nicht freigegeben, welche sich jetzt ängstlich aus den seinen zu lösen bemühten und während er diese geliebten, zitternden Hände gefangen hielt, ruhte wieder jener halb flehende, halb gebietende Blick auf ihr, der ihre Standhaftigkeit in blinde Unterwerfung zu schmelzen drohte.

„Werdet Ihr es thun, Charitas?" fragte er eindringlich. „Mich verraten, wo ich Euch so schrankenlos vertraue?"

Sie wandte ihr Antlitz ab, unfähig seinen Blick länger zu ertragen, unfähig ihm zu gestehen — was er bereits fühlte — daß sie nie den Mut finden würde, durch ein Preisgeben seines Geheimnisses ihm wehe zu thun. Er bedurfte abermals seiner vollen Selbstbeherrschung, um in dem Glückesempfinden, welches ihn durchströmte, sie nicht in seine Arme zu ziehen; er wagte es nicht, aus Furcht sie zu erschrecken und sie dann für immer von sich zu entfernen.

„Ihr schweigt," sagte er endlich, „was lasset Ihr zum Troste mir, wenn Ihr mir meine Bitte verweigert?"

Ihre Brust hob und senkte sich mühsam, als sie erwiderte: „Ich gelobe Euch, für Euch zu beten immer — immer — immerdar."

„Charitas, könnt Ihr mit so kargem Abschiedsworte mich von Euch gehen heißen?"

Doch sie antwortete nicht mehr; hastig entzog sie ihm ihre Hände, um in Windeseile den Ausgang des Gehölzes und von dort die Klosterpforte zu erreichen.

Juans Blicke folgten der entfliehenden Gestalt; als sie verschwunden, wandte er sich langsam ab, zu seinem Pferde zurückzuschreiten.

„Du mußt mir helfen, Escovedo, daß ich sie wiedersehe," sprach er zu seinem Vertrauten. „Lasse schärfer, als zuvor, das Kloster bewachen; Du halfest mir auch heute dazu, sie sprechen zu können; ich will nicht leben, ohne ihre Stimme wieder zu hören."

„Mein teurer Fürst, der Zufall war uns heute günstig, der sie allein über die Wiesen führte; Ihr wisset, daß sie sonst nur in Begleitung einer anderen Nonne ausgeht und diese könnt Ihr doch unmöglich in das Vertrauen ziehen."

Juan schwieg. „Giebt es denn gar keine Möglich-

keit, in dieses verwünschte Kloster selbst zu dringen?“ fragte er nach einer Pause. „Ich muß trachten einen Vorwand zu finden, der mir die Pforten öffnet. Du weißt, daß mir in einem Kloster dieser Gegend Aufklärung eines Geheimnisses versprochen ward. Aber wer bürgt mir dafür, daß es dieses und nicht ein anderes sei, so lange ich nicht den Namen, nicht den geringsten Anhaltspunkt entdecke, der mich auf die Spur Jener leiten könnte, die mir das Leben gab? Fast hatte ich den Wunsch schon wieder vergessen, der mich bewegte, als ich in dieses Land kam und vielleicht ist es besser für mich, wenn ich nie erfahre, wo meine Gedanken sie zu suchen haben, die mich nie gekannt und der vielleicht nichts Anderes mehr zu Teil wird, als ihres Sohnes schmählich Ende zu beweinen.“

Das waren wieder die nämlichen Aeußerungen der Schwermut, welche jetzt an die Stelle des frohen Hoffens getreten, das Juan einst beseelte; Escovedo wußte nichts zu antworten; war es ihm doch so gut wie seinem Herrn bekannt, daß ihre verzweifelte Lage keine Aenderung zu erfahren vermochte, so lange ihnen nicht Hülfe von Spanien kam.

„Der König kann Ew. Hoheit unmöglich noch länger die Unterstützung an Heer und Geld verweigern, welche Ihr haben müßt, um Euch hier zu behaupten,“

sagte er dennoch, „vielleicht sind die Couriere bereits unterwegs, Euch dieses anzukündigen."

„Der König hat es, wie mir scheint, vorgezogen, mich dem Hohn und Spott meiner Feinde zu opfern," entgegnete Juan bitter, „was ist von diesen Provinzen denn noch unser, außer Namur und Luxemburg, von wem haben wir Hülfe zu erwarten, während wir gezwungen sind, uns auf den Angriff der Schaaren gefaßt zu machen, die Johann Casimir von der einen, Anjou von der andern Seite gegen uns führen? Ich habe den König ersucht, statt meiner die frühere Regentin Margaretha von Parma nach Brüssel zu senden; für eine Frau ist hier ein besserer Platz, wo das tägliche Feilschen und Markten um Zugeständnisse aller Art notwendig, wo Verstellung und Hinterlist allein zum Siege führen. Aber auch sie wird das schwierige Amt von sich gewiesen haben; kaum könnte ich es ihr verübeln, wenn sie es gethan."

„Prinz Alexander Farnese jedoch wird nicht säumen, Euch zu Hülfe zu eilen, sobald er nur vom Könige die Erlaubniß erhält," entgegnete Escovedo.

Ueber Juans Antlitz glitt ein Lächeln. — „Alexander," wiederholte er melancholisch, „mit ihm erwacht in mir die Erinnerung jener Jugendzeit, die, wie durch eine Ewigkeit, von dem Heute getrennt er-

scheint. Er teilte mit mir die Tage frischen Wagens, hochfliegender Pläne, er teilte meines Lebens herrlichsten Tag, Lepantos Siegesjubel. — Wie wird er staunen, wenn er mich in jeder Hoffnung getäuscht, so frühe schon in jeder Kraft gebrochen, wiederfindet."

Die Türme von Namur begannen im Dämmerscheine des Abends vor ihnen aufzutauchen; Juan wandte sich noch einmal nach der entgegengesetzten Richtung, wo jetzt nicht mehr erkenntlich, das Kloster lag, welches Charitas barg.

„Sollte der kaum noch zu vermeidende Kampf in diese Gegend sich ziehen, glaubst Du, daß die Nonnen das Kloster verlassen werden?" fragte er plötzlich.

„Wohl kaum, mein gnädiger Herr; die Salesianerinnen widmen sich der Krankenpflege; dürften sie davor zurückscheuen, sie verwundeten Soldaten angedeihen zu lassen?"

„So bleibt auch sie noch hier," sprach Juan träumerisch; seine Hand bewegte sich grüßend nach der Richtung, in welcher das Kloster lag.

„Bete für mich, mein Schutzgeist Du," flüsterte er und dann widerstrebend sich abwendend schlug er den Weg ein, der zurück in die Veste führte.

Fünftes Kapitel.

Der 23. September des Jahres 1577 brachte der Stadt Brüssel einen der größten Festtage, den sie seit langer Zeit erlebt. Wilhelm von Oranien kehrte nach zehn Jahren der Verbannung in die Hauptstadt Flanderns, in die Stadt zurück, die er vor Alba's Verfolgung einst fliehend verlassen.

Mit Jubel begrüßte ihn die Bürgerschaft, die Masse des Volkes, das in ihm seinen Erretter pries, mit geringerer Freude freilich die katholische Adelspartei, an deren Spitze sich der Herzog von Aerschot befand. Doch wenn auch diese Letztere weit entfernt war, dem Prinzen eine Gewalt einzuräumen, welche dem Calvinismus und der Bürgerherrschaft ein entschiedenes Uebergewicht in den Provinzen gegeben hätte, so konnten sie doch seiner gerade jetzt weniger, als je entbehren, da die allgemeine Ratlosigkeit in ihm den einzigen Mann erkannte, dessen großer Geist

zur Schlichtung der drohenden Feindseligkeiten und zum Widerstande gegen Spanien die rechten Mittel ergreifen werde.

Oranien war die Stimmung des Adels gegen ihn zu wohl bekannt, um sich von den Höflichkeitsbezeugungen blenden zu lassen, mit welchen ihn der Herzog und seine Freunde empfingen; er bewies jedoch auch hier den überwiegenden Verstand, der ihn die eigenen Leidenschaften stets bekämpfen und ihn somit in jeder Lebenslage zum Sieger Derer werden ließ, welche sich wider ihn erhoben. Er zeigte keinen Unmut, als er erfuhr, daß man befürchtet, er werde die Regierung jetzt selbst übernehmen wollen, ja, er wußte sogar sich darein zu finden, als man ihm mitteilte, daß Aerschot einem österreichischen Erzherzoge das Anerbieten gemacht, die Würde eines Statthalters über die Provinzen zu bekleiden.

Der für dieses schwierige Amt Auserkorene war nun freilich eine Persönlichkeit, von deren Charakter oder Thatkraft man keine besonders überraschende Wendung des bisherigen Standes der Dinge erwarten konnte. Erzherzog Matthias, der dritte Sohn des regierenden Kaisers Rudolph, war ein abenteuerlustiger Jüngling von kaum neunzehn Jahren, den der Reiz einer Herrschaft lockte, die er sich offenbar

unumschränkter vorgestellt, als sie in Wirklichkeit sich erweisen sollte. Denn durch den Friedensvertrag von Gent auf der einen, Oraniens mächtigen Einfluß auf der andern Seite eingeengt, hatte die Stellung des Erzherzogs als Statthalter kaum mehr als den Namen einer solchen und wenn auch die Partei des katholischen Adels dafür sorgte, daß Oranien wenigstens nicht, wie die Bürgerschaft es verlangte, zum Stellvertreter des Statthalters ernannt werde, so konnte sie es doch nicht hindern, daß ihm das Amt eines Ruwards (Ruhebewahrers) von Brabant erteilt wurde, welches fast an Macht dem des Generalgouverneurs gleich kam.

Privathaß, Mißtrauen und Eifersucht waren auch diesmal genügend thätig, um einer völligen Einigkeit des Landes vorzubeugen und die Befreiung von jeglicher Fremdherrschaft hinauszuzögern, die dennoch in den Wünschen der Mehrzahl der Bewohner lag. Oranien selbst, der einer solchen am eifrigsten widerstrebte, hatte seltsamer Weise gegen die Berufung des Erzherzogs weit weniger einzuwenden, als er gegen das Erscheinen Don Juans gehabt. Der unreife Jüngling, dessen mittelmäßige Gaben, dessen unscheinbares Aeußere ihm keinerlei Erfolge über die Gemüter der schnell erregbaren Bewohner der Südprovinzen, noch über die schwerfällig abwägenden Flamländer

zu verheißen schienen, konnte ihm als Nebenbuhler kaum gefährlich werden; wenn er in seiner Bekämpfung Don Juans zu Mitteln gegriffen, die sich kaum rechtfertigen ließen, so hatte dies seinen Grund in der eifersüchtigen Furcht, mit welcher er auf den vom Zauber der Romantik umflossenen jugendlichen Helden blickte, der in den Niederländern die Erinnerung an seinen großen Vater wach zu rufen bestimmt schien. Don Juan konnte seinem Werke Gefahr bringen, Matthias nicht und stieg dennoch die Besorgniß in ihm auf, daß der neue Statthalter seinen Interessen zuwider handeln könne, so bedurfte es nur eines Rufes an den Herzog von Anjou, um durch die Furcht, seine Stellung einem anderen Bewerber opfern zu müssen, ihn allen Wünschen gefügig zu machen, welche der ihm beigegebene Ruward hegte.

Der Hofhalt des Prinzen von Oranien war von Gertruidenburg nach Brüssel verlegt worden und seine Gemahlin sammelte jetzt um sich den Kreis vornehmer Frauen, welche die zum Empfange des Prinzen erschienenen Edelleute begleitet. Im Stillen sich gegenseitig mit Argwohn überwachend, übte man zu Brüssel jetzt in ausgedehntem Maße wieder jene Gastfreundschaft, mit der vor kaum fünf Monaten man Don Juans Ankunft gefeiert. In Kurzem galt es ja auch

des Erzherzogs Einzug zu begrüßen, der in Köln der Antwort der Staaten, bezüglich seiner Ernennung, harrte.

Renée Schauenborg befand sich seit einiger Zeit abermals am Hofe der Prinzessin von Oranien. Die Heimatlosigkeit, die sie so lange schon bedrückt, schien für ihr ganzes Leben, wie sie meinte, nicht von ihr genommen zu werden und obwohl mit Widerstreben war sie dem Rufe Charlottens gefolgt, die, kaum in der Hauptstadt angelangt, das einstige Ehrenfräulein zu sich entboten.

„Ich hatte geglaubt, Renée, daß Dein eigen Herz Dich zu mir zurückführen würde, ehe Du meinen Ruf vernahmest,“ sprach die Prinzessin wenige Tage nach ihrer Rückkehr zu der in Gedanken verlorenen Jungfrau, „doch Dein Antlitz hat sich für mich gewandelt, seit wir zu Middelburg uns trennten. Einst hoffte ich in Dir eine treue Gefährtin, eine ergebene Dienerin gewonnen zu haben, doch Du zogst vor, Dich weiter und weiter von mir zu entfernen, je näher ich Dich mir glaubte.“

Renée erhob die ernsten Augen zu der Sprecherin. „O, meine Fürstin, haltet mich nicht für undankbar, wenn ich Euch verändert erscheine und seid gewiß, daß ich es nie vergesse, wie Ihr der Flüchtenden und

Frühverwaisten ein schützend Obdach an Eurem Hofe und eine ehrenvolle Stellung botet."

„Doch sie genügt Dir nicht zu Deinem Glücke, wie ich fürchte," bemerkte Charlotte, „Dein Herz träumt einem andern Ziele nach und irre ich mich nicht, ist es ein Traum der Liebe, der es erfüllt, um allem Uebrigen es gleichgültig zu machen."

Renée's Wangen überflog ein leichtes Rot. „Ich habe kein Recht mehr, einem Traume nachzuhängen, den ich mit eigener Hand zerstörte," erwiderte sie, „ich darf nur noch die schmerzliche Reue empfinden, welche dem Entschlusse folgte, den mein Stolz mich fassen ließ."

Die Prinzessin schwieg einen Moment. „Ich dränge mich in Dein Vertrauen nicht, Renée," sprach sie endlich, „doch glaube ich aus Deinen Worten erraten zu dürfen, daß Du die Liebe jetzt annehmen würdest, die Du offenbar einst verschmähtest. Ist es so?"

Renée atmete tief. „Ja," sagte sie endlich mit Ueberwindung.

„Und giebt es keine Möglichkeit, ihn es wissen zu lassen, den Du liebst, daß es ihm endlich gelang, Dein Herz zu gewinnen?" fuhr Charlotte fort. „Entnimm aus meinen Worten, wie gern ich Dir zu Deinem Glücke helfen möchte."

„Ich danke Euch dafür von ganzem Herzen," erwiderte Renée, „doch gleichen Stolzes, wie auch ich, hat jener Ritter einst die Zuversicht mir ausgesprochen, daß ich zu ihm kommen würde, um die Liebe zu werben, die ich in jener Stunde von mir wies. Glaubt Ihr, daß ich fähig sei, so tief mich demütigend, ihm einen solchen Triumph zu gönnen, weiß ich denn, ob nicht schon wertlos für ihn geworden, wovon ihm gesagt ward, daß er es nie besitzen solle?"

Die Prinzessin lächelte. „Das Menschenherz ist ein gar trotziges, verzagtes Ding," sagte sie, „es kann mit heißem Sehnen das verlorene Gut zurückbegehren und dennoch davor scheuen, durch eigene That der Ueberwindung des erflehten Glückes Begründerin zu werden. Hoffst Du noch auf Erreichung Deiner Wünsche, wenn Ihr Beide in gleichem Trotze verharrt?"

„Nein, meine Fürstin, ich sagte Euch bereits, daß mir nicht Hoffnung mehr, nur Reue bliebe."

„Und jener Ritter, von dem Du sprichst, wo weilt er jetzt?"

Renée zögerte. „Am Hofe Don Juans d'Austria zu Namur," sagte sie leise.

Die Prinzessin blickte betroffen auf. „Am Hofe des Spaniers, unseres Landes Feindes," sprach sie, „bist Du Dir klar, daß Deiner Liebe damit ein neues

Hinderniß erwächst? Bald wird Don Juan seiner Würde von den Staaten verlustig erklärt, seine Anhänger als Rebellen verfolgt werden; eines Solchen Gattin wirst Du doch nicht werden wollen."

„Verzeihet, Hoheit, wenn ich Euch darin zu widersprechen wage," entgegnete Renée ruhig, „der Name des Rebellen würde jenem Ritter in meinen Augen nicht einen kleinen Teil der Schätzung rauben, die er sich erwarb. Er gelobte Don Juan seine Dienste, als dieser sich der Stellvertreter des Königs von Spanien nannte und verdiente schwerlich das harte Wort, wenn er sich jetzt gebunden fühlt, bei dem einmal erwähltem Herrn in Treue auszuharren."

„Doch Du bist Niederländerin, Renée, vergiß das nicht und mein Gemahl ward auch Dein Beschützer. So gern ich Dich glücklich sähe, so lebhaft ich befürworten würde, daß Du Deinen Stolz bekämpftest, wenn Dein Erwählter einer anderen Partei angehörte, einem Anhänger Don Juans, einem Gegner des Vaterlandes, vielleicht gar einem Spanier, würde ich Deine Hand nie gewähren, denn es könnte Dein Verderben sein, welchem ich in solchem Falle Dich überlieferte."

Die Tapetenthür hinter ihnen hatte sich leise geöffnet; die Prinzessin bemerkte, sich umwendend

ihren Gemahl, der, aus der Sitzung des Staatsrates heimkehrend, sie zu begrüßen kam.

„Ich treffe Euch in so eifrigem Gespräche mit unserer Schutzbefohlenen, Charlotte,“ sagte Wilhelm von Oranien lächelnd, „daß Ihr mich nicht einmal kommen hörtet. Was gab es Wichtiges zu erörtern? Ihr blicket ernst und Renée's Augen sind gerötet, als ob sie Lust zum Weinen hätten.“

„Ich hätte vielleicht, wenn Ihr nicht selbst gekommen, Euch zu Hülfe gerufen, mein Gemahl,“ antwortete die Prinzessin, „Ihr wisset wohl, wie innigen Anteil ich an dem Geschicke unseres Schützlings nehme, den Ihr selbst mir einst anvertrautet, doch vergebens wird meine Mühe sein, sie von ihrer Schwermut zu heilen, wenn Ihr, auf dessen Wort sie mit Recht mehr giebt, als auf das meine, sie nicht zur Einsicht zu bekehren vermöget.“

„Und zu welcher Einsicht soll ich Euch bekehren, Renée?“ wandte sich der Prinz gütig an die Jungfrau. „Begehrt Ihr meinen Rat in einer Herzenssache, wie fast Eure glühenden Wangen und der Eifer der Prinzessin anzudeuten scheinen? Sprecht ohne Scheu denn; ich gelobte Euch vor Jahren schon des Vaters Stelle an Euch zu vertreten und ich glaube Euch gehalten zu haben, was ich damals versprach.“

„Sie liebt einen der Ritter Eures Feindes, einen Juanisten,“ nahm die Prinzessin, statt Renée's das Wort, „urteilet selbst, mein Gemahl, ob ich eines solchen Geständnisses mich freuen kann.“

„Er weiß es ja nicht, Hoheit,“ sagte Renée bittend, „er wird es vielleicht nie erfahren.“

„Doch wie mir scheint,“ rief die lebhafte Tochter der Montpensiers, „entdecke ich in dieser Neigung zugleich den Grund, der Dich Deinem einstigen Entschlusse abwendig machte, den Glauben Calvins anzunehmen.“

Oraniens scharfes Auge gewahrte, wie qualvoll seiner Schutzbefohlenen das Gespräch zu werden begann; er wandte sich zu seiner Gemahlin. „Fast hätte ich den Grund vergessen, der mich zu Euch führte, Charlotte,“ sagte er, „St. Aldegonde bat, bevor er Brüssel als mein Abgesandter verläßt, Euch eine Ehrfurcht bezeugen zu dürfen; er harrt im Nebensaale Eurer. Während Ihr ihn sprechet, will ich mir von Renée erzählen lassen, welch' eine Bewandtniß es mit dem Euch mißfälligen Ritter hat.“

„Ihr scheint der Prinzessin Unwillen erregt zu haben,“ sprach er zu dem Mädchen, als die Thür sich hinter seiner Gemahlin geschlossen, „doch ist es Euch bekannt, daß ich mich ungern nur in Glaubens-

oder Herzensangelegenheiten mische. Sehet daher nur die Teilnahme für Euch in meiner Frage, den Wunsch Euch beizustehen, wenn ich es kann und sagt zunächst mir, ob es ein Spanier, dem Ihr Euer Herz geschenkt."

„Nein, Hoheit," antwortete Renée, „der Mann, von dem ein Irrtum, wie es mir jetzt erscheint, vor fünf Jahren mich trennte, während welcher er die Treue mir hielt, an der ich zweifelte, ist ein Niederländer."

„Und sein Name, Renée? Mir dürfet Ihr ihn sagen; auch die Prinzessin wird ihn von mir nicht erfahren," sprach der Fürst.

„Es ist der Neffe des Marquis d'Avré," war die kaum hörbare Antwort.

„Ah, Hendrik d'Avré, dessen Ohme beide sich jetzt meine widerwilligen Freunde nennen. Er ist allein charakterstark genug, seiner Ueberzeugung treu zu bleiben und von seiner ganzen Familie erschiene er mir einzig wert, ihn den Unsrigen zu gewinnen; doch er verschmäht es, uns sein Schwert zu leihen und will augenscheinlich erwarten, ob sein jetziger Herr nicht uns noch zu besiegen vermag, wennschon seine Streitkräfte geringe nur sind. — Und was vermöchte ich für Euch in diesem Falle zu thun, Renée?

Hoffet Ihr von mir Beistand, Euch zur Vereinigung mit ihm zu helfen?"

„Nein, mein Prinz; Hendrik d'Avré und ich sind nicht Verlobte und Gott allein weiß, ob wir es jemals sein werden. Ein Ungefähr nur hat die Prinzessin, meine Herrin, zur Mitwisserin eines Geheimnisses gemacht, das ich noch nie Jemand gestanden und sollte ich ihr weniger wert geworden sein, weil sie es jetzt weiß, warum ich mich sträube, den alten Glauben von mir zu werfen, der auch der Glaube jenes Mannes ist, so muß ich ihre Ungnade auf mich nehmen und tragen, was der Himmel ferner über mich verhängt."

„Daß Ihr dem alten Glauben treu zu bleiben gedenket," sprach Oranien, „soll Euch niemals einen Vorwurf unsrerseits erwecken, denn über Euer Gewissen hat kein Anderer das Recht zu verfügen, noch Euch vorzuschreiben, was Ihr glauben oder anzweifeln sollt. Doch fürchte ich, je mehr Euer Herz Euch in das Lager unserer Gegner ziehen wird, je mehr wird es sich uns entfremden und Ihr die eigenen Feinde in denjenigen erblicken, welche sie zu bekämpfen trachten, unter denen er weilt, der Euch teuer ist."

„Ist denn ein Krieg so völlig unvermeidlich?" fragte Renée. „Giebt es keine Hoffnung, daß die

Zwistigkeiten auf friedlichem Wege geschlichtet werden, welche zwischen Euch und der Partei der Spanier entstanden? Vergebt die fürwitzige Frage, Hoheit, sie geschieht jetzt nicht für mich; ich denke dieses Landes nur und seiner unheilvollen Zukunft, wenn Bürgerkrieg zu allen seinen bisherigen Uebeln sich gesellen sollte."

Oraniens hohe kahle Stirn, deren frühe Furchen Zeugniß seiner steten aufreibenden Geistesarbeit ablegten, beschattete sich.

„Es steht bei unsern Gegnern uns einen solchen zu ersparen," sagte er, „greifen sie uns an, so können wir der Forderung nicht ausweichen."

Renée's Blicke ruhten fest auf ihrem Schützer.

„Ihr habt durch Nachsicht und Güte mich verwöhnt, seit ich an Eurem Hofe Obdach fand, mein Prinz, Ihr habt mir auch zuweilen verstattet, ein freies Wort dort auszusprechen, wo uns Frauen die mangelnde Erkenntniß Schweigen gebieten sollte. So wollet auch mir heute verzeihen, wenn ich Euch gestehe, daß ich oftmals darüber grübelte, was Euch verhindere die Friedenshand entgegen zu nehmen, die Euch Don Juan bot und in vereintem Wirken mit ihm Eurem Lande die jetzt erwarteten Kämpfe zu ersparen."

„Der klugen Renée, deren Geistesschärfe mich oftmals überraschte und erfreute, wenn ich in Streit mit ihr geriet, gestatte ich auch allein die Frage, welche ich sonst Keinem zu beantworten für notwendig fand,“ sprach Oranien lächelnd. „Kennt Ihr meines Lebens Ziel noch immer nicht, Kind, oder wollet Ihr es nicht begreifen, daß ich Versöhnung dort nicht suchen kann, noch darf, wo ich Befreiung will? Daß meiner Seele höchstes Streben dahin geht, mein Vaterland von der spanischen Brut zu reinigen, die in langen Jahren ihm Mark und Kraft entzog, es unter Tyrannei und blutige Knechtschaft beugte, die Edelsten unseres Volkes schuldlos dem Henker überlieferte und Tausende von fleißigen Bürgern in Verarmung und Elend trieb? Denket Ihr, ich glaube an die Möglichkeit einer Wohlfahrt für dieses Land, so lange des spanischen Herrschers Schergen uns Gesetze vorschreiben, die unsern Rechten, unserm Gewissen zuwiderlaufen? Und glaubt Ihr endlich, ich durchschaue des scheinheiligen Friedens dünnes Gewebe nicht, um nicht die Kette zu entdecken, die sich, für uns geschmiedet, darunter birgt?“

„Don Juan aber, mein Prinz, kam, wie man allgemein annehmen mußte, in redlicher Absicht her;

ihm ging nicht der Ruf hinterlistiger Falschheit, nur der der Großmut und Ritterlichkeit voran."

„Das Herz des Weibes spricht aus Euch, Renée, dessen Anteilnahme sich der blondgelockte Held vielleicht ganz unbewußt errungen und dessen Schicksal sich mit einem andern jetzt verschmilzt, das näher Euch noch angeht, als das seine; für mich aber ist die Persönlichkeit des Abgesandten Philipps von geringer Bedeutung und sie wäre die nämliche, ob sie sich Alba, Requesens, ob sie sich mit dem Namen des viel bewunderten Sohnes Karls V. nennt. Don Juan ist als solcher mir gleichgültig; in ihm bekämpfe ich das Prinzip der blutsaugerischen Fremdherrschaft, die meines Vaterlandes Verderben und ruhig würde ich jeden Einzigen opfern, der an seiner Stelle stände, bis ich diesen Boden vom letzten spanischen Söldner befreit, der ihn uns streitig macht."

Durch Renée's Glieder ging es wie ein leises Zittern; es war ihr, als ob die Geistesgröße dieses unerbittlichen Mannes sie mit kaltem Schauder anwehe.

„Ihr seid furchtbar in Eurem Hasse, Prinz, wie unfaßlich in den gewaltigen Plänen, die Eure Seele bewegen," sprach sie gedankenvoll. „Wer vermöchte Euch in dem Fluge zu folgen, den Ihr aufwärts zur Erreichung Eurer Ziele wählt?"

„Ihr sollt es nicht, furchtsames Kind," sagte Oranien in jenem Tone, der halb Scherz, halb Güte ihm so wohl anstehen konnte. „Euer Beruf führt Euch in sanftere Bahnen, als die meinen sind; mögen sie auch einst zu glücklichen für Euch sich gestalten."

Er machte einige Gänge durch das Zimmer, bis er wieder vor der Jungfrau stehen blieb. „Der Zweck unserer Unterredung ist ein anderer geworden, als es die Absicht war," sprach er, „und es schmerzt mich, daß ich nichts thun kann, dem Ziele Eurer Wünsche Euch näher zu bringen. Tragt denn geduldig noch des Weibes Loos, Renée, das Ausharren zur ersten Eurer Pflichten macht; so lange Hendrik sich zu Spaniens Kämpfern gesellt, würde auch ich seine Werbung um Eure Hand nicht unterstützen. Ueber Eure Gefühle maße ich mir nicht an Richter zu sein und die Prinzessin werde ich beruhigen, daß Ihr in Eurer Treue für uns niemals wanken werdet, ob auch Euer Herz insgeheim für einen unserer Gegner spricht."

* * *

Der Marquis von Avré hatte noch an demselben Tage eine Unterredung mit dem Prinzen von Oranien,

welche die zu erwartende Einholung des Erzherzogs Matthias betraf.

Beide Männer haßten sich und waren sich ihres gegenseitigen Empfindens wohl bewußt; dennoch zwang die Gemeinsamkeit ihrer Interessen sie, jetzt für eine kurze Zeit ihre Abneigung zu überwinden, um zu dem gleichen Streben sich zu vereinen.

„Es mußte mich überraschen, Marquis, daß Ihr mit Eurem selbsterwählten Herrn, Don Juan, so schnell und gänzlich gebrochen,“ äußerte Oranien im Laufe des Gespräches, „doch kann ich nicht anders, als dessen zufrieden sein. Möchtet Ihr endlich Euch überzeugen, daß nur im festen Zusammenstehen gegen den Fremden des Landes Heil und Frieden beruht und möchte nichts Euch zu Jenen zurückzuziehen vermögen, die Ihr soeben verlassen.“

„Ew. Hoheit möge dessen unbesorgt sein,“ entgegnete der Marquis kalt, „Don Juans Schicksal ist mir fortan gleichgültig; mag er den Untergang finden, den er sich selbst bereitet.“

„Der Letztere ist ihm von zwei Seiten gewiß und würde ihn ereilen, selbst wenn er nicht als Besiegter in unsere Hände fiele,“ sprach Oranien gelassen. „Vielleicht kennt er selbst nicht einmal seinen schlimmsten

Feind, der unbarmherzig seiner Jugend Hoffnungen knickte, bis eine nach der anderen ihm welkte und er, von Pflicht und Not gedrängt, den Posten hier im Lande annehmen mußte, der sich in gleichem Maße unheilbringend ihm erwies. Ich aber kenne Philipp besser, als sein Bruder ihn erkannt; ich weiß es längst, daß er in ihm den Nebenbuhler fürchtet, seit sich der tapfere Jüngling ganz Spaniens Liebe und Stolz mit seinen ersten Heldenthaten erwarb. Auch ein unechter Fürstensproß darf die Hoffnung nicht aufgeben als Nachfolger eines kinderlosen Monarchen dereinst ein mächtiges Reich zu regieren und Philipp weiß dies nur zu wohl, daher zieht er es vor, des unbequemen Bruders sich in der einen oder der anderen Weise zu entledigen. Wir haben von Don Juan nichts mehr zu befürchten; was uns ihm gegenüber nicht gelingt, wird man von Madrid aus wirksamer geschehen lassen."

Der Marquis verzog keine Miene seines finsteren Gesichtes; in ihm selbst war bereits der Gedanke aufgestiegen, daß man von spanischer Seite her Juan zu opfern willens sei, da bisher nichts geschehen, die drückende Lage zu mildern, in der er sich befand, doch diente diese Erkenntniß nicht dazu, in ihm Bedauern oder Teilnahme zu erwecken.

„Ich habe Ew. Hoheit noch die Meldung zu erstatten,“ sagte er, „daß mein Neffe Hendrik im Auftrage des bisherigen Statthalters in Brüssel eingetroffen, um die Briefe zurück zu fordern, welche der König von Navarra für Ew. Hoheit auffangen ließ. Don Juan beklagt sich bitter, daß Letzteres geschehen durfte.“

„Für uns dagegen war es von hoher Wichtigkeit, seine geheimen Absichten zu erfahren und deshalb dürfen wir uns des glücklichen Fundes freuen. Don Juan darf sie übrigens zurückerhalten. Philipp St. Aldegonde hat sie längst entziffert und sie sind bereits genügend verbreitet, um den Staaten seine Gesinnung zu enthüllen. — Euer Neffe ist demnach gesonnen bei dem Spanier zu bleiben?“ fügte er hinzu.

„Ja, Hoheit, was Hendrik einmal erfaßte, pflegte er nie mehr aufzugeben; er ist ein Starrkopf von seinen Knabenjahren her gewesen.“

„Ihr solltet es dennoch versuchen, kraft Eurer Autorität als Oheim und einstiger Vormund auf ihn einzuwirken,“ warf Oranien hin, „sein eigner Vorteil weist ihn jetzt auf Eure Seite, wohin ihn gleichzeitig auch die Pflicht ziehen sollte.“

„Ich werde den Versuch nicht unterlassen, mein Prinz, obwohl ich mir keinen Erfolg davon verspreche,“ erwiderte Herr von Avré.

„Thut es, Marquis, versichert ihn meiner Teilnahme, meines Wohlwollens und sagt ihm, daß es an meinem Hofe noch Andere gebe, die seine Rückkehr zu uns freudig begrüßen würden. Für Barlaimont habe ich die Hoffnung aufgegeben, ebenso für Roeulx, an dessen Stelle als Statthalter von Flandern ich Euren Bruder Aerschot den Staaten vorschlug. Die Entsetzung Don Juans von seinem bisher behaupteten Posten wird in den ersten Tagen des Dezember erfolgen, wenn bis dahin Matthias seinen Einzug gehalten; in dem Schreiben an den König, das ihm die Wahl des Erzherzogs mitteilt und um Bestätigung derselben ersucht, ist es notwendig zu betonen, daß die Staaten es vorzögen, an ihrer Spitze einen legitimen Prinzen zu sehen.“

Diese letztere Kränkung für Juan war viel zu sehr dem Geschmacke des Marquis entsprechend, um ihr nicht unbedingt beizupflichten; bereitwilliger als er sonst je auf die Wünsche Oraniens einzugehen pflegte, übernahm er die verschiedenen Aufträge des Prinzen an den Herzog, seinen Bruder und den Grafen Lalaing, welche Letztere beide sich nur schwer

zu einer persönlichen Besprechung mit Oranien herbeiließen, ja, er ging in seiner besseren Stimmung sogar bis zu der Anfrage, ob es ratsam sei, Hendrik die Rückkehr zu Juan durch eine rasche Verhaftung unmöglich zu machen. Oranien schüttelte den Kopf. „Nicht vonnöten, Marquis," sagte er abwehrend, „sein Auftrag ist von keiner solchen Wichtigkeit, um ihn verhindern zu müssen und ob ich ihn auch lieber bei den Unsrigen sähe, als dort, — der Verlust des Einzelnen ist für unsere Sache von geringer Bedeutung. Ich halte es für ebenfalls nutzlos, selbst mit ihm zu sprechen; sobald Aldegonde mir die Briefe Escovedo's überbracht, lasse ich sie Euch zugehen und Ihr mögt sie Eurem Neffen geben, um gleichzeitig zu erforschen, wie er gegen uns gesonnen. Wer halben Herzens bei uns weilen will, an dem ist wenig zu betrauern, wenn er gänzlich ausbleibt."

In dem Hause des Marquis wartete Hendrik bereits des Oheims, von welchem er sich in Namur getrennt, als Herr von Avré den Entschluß ihm mitgeteilt, sein Geschick ferner nicht mehr an das unsichere des Statthalters heften zu wollen, den das einstige Glück treulos zu verlassen scheine.

Die Begrüßung beider Männer mit einander war daher, als sie sich, durch Hendriks Sendung ge-

zwungen, wiedersahen, eine kältere gewesen, als sie sonst zwischen ihnen üblich, und widerstrebend nur hatte der junge Ritter das Erbieten des Oheims angenommen, bis zum folgenden Tage seines Hauses Gast zu sein.

„Ich hätte nicht gedacht, in Dir mir den einstigen Gegner zu erziehen, als ich den elternlosen Knaben, vor länger als zwanzig Jahren zu mir nahm," sprach der Marquis, als die geschäftlichen Angelegenheiten zwischen ihnen beendet waren, „doch was ist in fast jedem Falle der Lohn unserer langen Mühe und Sorge für die Kinder, welche Gott uns schenkte oder welche sein Wille uns zuführte, sie gleich den eigenen zu hüten? Der nächstbeste Fremdling, dessen lockende Worte ihre Herzen zu bethören verstanden, wendet sie uns ab, die Pflicht der Dankbarkeit in ihnen auszulöschen, ja, sie vergessen zu lehren, was sie sich selbst als unseren Kindern schuldeten."

„Mein Oheim," erwiderte Hendrik, „wie tief wir denen auch verpflichtet sind, die für uns des Lebens Hüter und Führer bildeten, bis wir selbstständig den eignen Weg zu finden lernten, glaubt Ihr nicht, daß für einen Jeden von uns die Stunde kommt, da unser Urteil, unser Denken und Fühlen sich blindlings nicht mehr der gewohnten Leitung zu unterwerfen

vermag? Daß es an uns dann ist die Bahn zu wählen, auf der wir mit Ehren bestehen oder untergehen sollen, ja, daß wir es mit dieser Ehre, die unser Leitstern fortan zu sein bestimmt, unvereinbar halten würden, folgten wir dem fremden Zwange und nicht der Ueberzeugung in der eigenen Brust? Eine solche ist es, die mich jetzt von Euch getrennt, um bei dem auszuharren, zu welchem Pflicht und Neigung mich gezogen. Fern sei es von mir Euch einen Vorwurf aus dem Wechsel Eurer Gesinnung zu machen, doch wollet es mir nicht verübeln, wenn ich sie nicht teilen kann."

„Es ist ein Vorrecht erster Jugend in der Opferung für ein falsches Ziel eine Befriedigung zu finden, die das weisere Alter nicht mehr zu begreifen vermag," bemerkte Herr von Avré, „die Thorheit ist im Stande Euch noch glücklich zu machen, doch uns nur die Sicherheit."

„Nennt Ihr die Ehre ein falsches Ziel, die Treue eine Thorheit?"

„In Deinem Falle ja, denn ich teile Deine Ergebenheit für den Kaiserbastard nicht."

„Ihr teiltet sie nie, Oheim, wie die es thun, die er mit seiner Freundschaft ausgezeichnet."

„Ich hatte keine Ursache dazu," war die kalte Antwort, „denn er hat, wie Du vergessen zu haben scheinst, mein Haus beschimpft."

Hendrik zuckte die Achseln. „Vielleicht war er nicht ganz so schuldig, als Ihr glaubtet," sagte er leichthin.

„Willst Du damit andeuten, daß Deine Base die Schuldigere von Beiden war?" fragte der Marquis gereizt.

„Ich dachte nicht an Charitas," antwortete der junge Mann gelassen.

„Und an wen dachtest Du sonst, wenn ich die Frage mir gestatten darf?"

„Ich bitte Euch mir die Antwort zu erlassen, mein Oheim, die zu Erörterungen führen muß, welche ich unter allen Umständen zu vermeiden wünsche," erwiderte Hendrik ernst, „wenn ich auch innerlich mich von Euch lossagte, ich habe das Verlangen in Frieden von Euch zu scheiden."

Herr von Avré schwieg; seines Neffen wie achtlos hingeworfene Worte hatten dennoch eine wunde Stelle seines Innern getroffen.

„Du sahest die Marquise noch, ehe sie Namur verließ?" fragte er nach einer Pause scheinbar ruhig.

„Ich sprach sie einmal flüchtig, bevor sie ihre Reise

nach Trier antrat," antwortete Hendrik, „fast glaubte ich sie schon wieder bei Euch vermuten zu dürfen."

„Sie erklärte des Treibens zu Brüssel für einige Zeit müde zu sein," sprach der Marquis, „und ich gestattete ihr, am Hofe des Kurfürsten einen Teil des Winters zu verleben."

Hendrik hätte mit ziemlicher Genauigkeit dem Oheim sagen können, welch eine Bewandtniß es mit der Gewährung des Wunsches seiner Gattin gehabt; Marguèrite pflegte ihre Entschlüsse stets unwiderruflich gefaßt zu haben, bevor sie den schwachen Gatten davon in Kenntniß setzte, der wohl oder übel sich in die Launen einer vergötterten Frau finden mußte. Hendrik war auch überzeugt, daß die Reise nach Trier nur ein Vorwand sei, um in kürzester Frist ohne Wissen des Gatten nach Namur zurückeilen zu können, obgleich er bereits zu bemerken geglaubt, daß die Beziehungen zwischen Juan und der Marquise sich gelockert.

Fast überkam es ihn wie Mitleid mit dem betrogenen Manne vor ihm, der an die Treue seiner Gemahlin noch so fest glaubte oder — sich den Anschein eines Vertrauens gab, das er nicht mehr besaß, um auch nicht den leisesten Angriff auf ihre Ehre zu dulden, in der zugleich die seine ruhte und als er sich verabschiedete, um seine Vorbereitungen zur Abreise

zu treffen, gab dieses Mitleid seinen Worten einen Teil der alten Wärme wieder, die unter den Ereignissen der letzten Zeit geschwunden.

Vor Abend noch hoffte er die Briefe zu erhalten, mit deren Rückforderung Juan ihn beauftragt, so wollte er die Zeit bis dahin noch zu einem Gange in das Haus Nathanaels benützen und ihn über das Ergehen Renée's befragen, von der er voraussetzte, daß sie ihren alten Beschützer hin und wieder sehe. Der Goldschmied empfing den ihm wohlbekannten Ritter mit aufrichtiger Freudenbezeugung; er ließ sich von ihm berichten, was ihn hierher geführt und knüpfte dann an Hendriks Worte eine Schilderung der letzten Erlebnisse zu Brüssel, bis sein Besucher den Faden seiner Rede abschnitt und auf den Zweck seines Kommens zurückkehrte.

„Das Fräulein, ja, das Euch im Sinne liegt, möchtet Ihr sehen, edler Ritter, oder von ihr hören," sagte der Greis mit schlauem Augenzwinkern, „wohl werdet Ihr wissen, daß sie an den Hof des Prinzen von Oranien zurückgerufen wurde, doch oftmals noch spricht sie bei dem alten Nathan vor, denn reiner ist kein Edelstein in meinen Truhen allen, als ihr großmütiges Herz."

„Und keiner kälter," erwiderte Hendrik melancho-

lisch. „Vermißt sie noch die Kette, die ich einst von Dir kaufte und hast Du ihr auch nie verraten, daß sie in meinem Besitze?"

„Was denkt Ihr, edler Herr, daß der alte Nathan Euch verraten wird?" entgegnete der Jude. „Aber keine List gehet über Frauenlist, sagt der weise Salamonis und so bin ich nicht sicher, ob sie nicht es ahnt, wer ihrer Mutter Geschmeide für sich gewonnen, ihr ein Heiratsgut damit zu verschaffen."

„Was sagst Du da?" rief Hendrik fast heftig aus.

„Nichts sage ich," erwiderte Nathanael ruhig, „als daß das Fräulein mehr als einmal schon von Euch gesprochen und daß ich meine, sie hörte gern, wenn ich Euch lobte und pries. Was denkt Ihr, wäre es Euch lieb, wenn Ihr heut sie sprächet? Sie ließ mir sagen, daß sie vor Abend noch zu mir kommen wolle."

Hendrik sprang empor. „Nein, Nathan, nicht in Deinem Hause," rief er hastig, „sie könnte glauben, daß ich ihrer hier geharrt; auch ich besitze meinen Stolz, der dem ihren vielleicht gleich; sie hat mich tief gekränkt und wenn meine Liebe groß genug auch ist, ihr dies verzeihen zu wollen, so habe ich mir dennoch gelobt, daß sie zu mir kommen müsse, der herben Worte Verzeihung begehren, die sie zu mir sprach und dieses Wort gedenke ich zu halten."

Nathanael schüttelte etwas enttäuscht den weißhaarigen Kopf. „Was junges Volk doch stets für Hitze in Kopf und Herzen hat, daß man nicht weiß, welche von Beiden die größere ist," sprach er, „da sorgt und plagt man sich manch liebes Jahr, um zwei zufrieden zu stellen, die sich gern haben und hofft jeden Tag, daß der Herr ein Wunder thue, sie endlich zusammen zu führen, doch zwischen ihnen liegt der böse, böse Trotz und heißt sie einander fliehen, wo sie doch nach Gottes Ratschluß einander gehören sollten."

„Mein Alter, das verstehst Du nicht," erwiderte Hendrik lächelnd, „wie tief auch meine Liebe zu Renée Schauenborg sei, ich würde mich vor ihr jetzt erniedrigen, wenn ich noch einmal von ihr erbitten wollte, was sie mir zweimal schon verweigerte. Zum Sklaven auch des geliebtesten Weibes wird Hendrik d'Avré nicht."

„Und indessen Ihr Beide harret und um längst verhallte Worte Leid traget, verblüht die Zeit des Lenzes, die in des Menschen Brust so holde Sehnsucht weckte; möget Ihr Beide nicht dereinst mit Reue inne werden, daß Ihr vor der Sonne hellem Lichte flohet, um eigenwillig Euch den kalten Schatten aufzusuchen."

„Die Worte sind verhallt, Nathanael, ihr Stachel blieb und diesen muß die Hand entfernen, die ihn

in des Andern Brust gedrückt," war die feste Entgegnung. „Du meinst es wohl, mein Alter, doch auch Deine Hülfe vermag die Wunde nicht zu heilen, wenn nicht ihr Herz sich zur Ueberwindung zwingt. Aber wie dem auch sei, sorge treu für sie, wie Du es bisher gethan und trachte, daß ihr Gut von Jahr zu Jahr sich mehre; wer kann es wissen, was der Zeiten nächste dem Lande und uns Allen zu bringen bestimmt? Nur von dem Geschmeide sprich ihr nicht mehr; ich vermag mich nicht davon zu trennen und ob Du meiner auch lächelst, ich halte an der Hoffnung fest, daß meine Hand es dennoch dereinst sei, die es um ihren Hals legen darf."

Der Goldschmied antwortete nicht. „Ihr wolltet noch ein ander Geschäft mit mir abschließen, gnädiger Herr," erinnerte er endlich.

„So ist es, Nathan; ich hatte die Absicht ein Anlehen bei Dir zu erheben, das weniger mir gilt, als meinem Herrn. Es fehlt an Geld in unserm Lager und die Truppen müssen ihren Sold erhalten. Wenn Du uns fünfzigtausend Dukaten vorstrecken könntest, wäre uns für einige Zeit geholfen; Du magst als Pfand erhalten, was ich besitze, doch müßte ich das Geld sofort mit mir nehmen können."

„Sofort, edler Herr,“ entgegnete der Jude, „wird es kaum möglich sein, es herbeizuschaffen. Wenn Ihr Euch wenige Tage nicht noch zu gedulden vermögt, bis ich es flüssig machen könnte, so müßte ich Euch das Geld geben, welches ich für das Fräulein verwalte; dies habe ich zur augenblicklichen Verfügung.“

„Nein, nimmermehr,“ rief Hendrik abwehrend.

„Weshalb nicht?“ fragte Nathanael erstaunt. „Ihr gebt ja Sicherheit und zahlt es einst wieder; sie wird es nie erfahren, daß ich es Euch geliehen.“

„Nicht doch, Nathan, es ist unmöglich,“ beharrte Hendrik, „hast Du vergessen, daß sie im Lager unserer Feinde weilt, im Herzen ihrem Schützer, dem Oranier, anhängend, dem wir den Krieg zu erklären beabsichtigen? Und sollte ihr Geld dazu dienen, uns die Möglichkeit zu verschaffen, diesen Krieg zu eröffnen, sollte ich ihr Eigentum zu einem Zwecke verwenden, den sie verabscheuen müßte, wenn sie ihn dennoch in Erfahrung brächte?“

Er erhob sich und reichte dem Juden die Hand. „Ich werde mich gedulden, mein Alter, bis Du anderen Rat geschafft, nur gieb mir Dein Wort, daß Du mir Renée's Geld nicht sendest, um früher meinen Auftrag zu erfüllen.“

„Ihr habt es, edler Herr," entgegnete der Goldschmied ernst, „glaubt nicht, daß ich Euren Zartsinn nicht begreife; Euer Wunsch soll mir Befehl sein und binnen drei Tagen wird das Geld für Euch bereit liegen."

Sechstes Kapitel.

Juans Abgesandter erhielt am folgenden Morgen die aufgefangenen Briefe und Depeschen zurück, deren Veröffentlichung den Provinzen den letzten Rest der Schonung geraubt, welche sie bisher noch für des Königs Stellvertreter beobachtet hatten.

Zwei Tage später wurde Hendrik auch von Nathanael das versprochene Geld gezahlt und so verließ er ungesäumt Brüssel, um sich zurück nach Namur zu begeben, wo er Don Juan die erhaltenen Briefe auslieferte und ihn gleichzeitig über die Vorgänge in Brüssel und die Stimmung dort unterrichtete.

Juan war sich auch ohne Hendriks Schilderung klar, daß jede Verhandlung mit den Staaten jetzt an ihrem Ende angelangt und die Entscheidung, ob die spanische Oberhoheit sich in den Niederlanden erhalten werde, allein auf das Schwert angewiesen sei. Die vorzüglichste Sorge des Prinzen galt daher der Be-

hauptung der von ihm eingenommenen Festungen Namur, Charlemont und Luxemburg und der Bildung eines, wenn auch geringen Heeres, um sich gegen einen möglichen Angriff seiner Feinde verteidigen zu können.

Doch der drückende Geldmangel, in welchem er sich befand und der trotz all' seiner Bitten von Philipp nicht gehoben wurde, hinderte ihn an der Werbung neuer Truppen; die Summe, welche Graf Barlaimont großmütig ihm zur Verfügung gestellt, das Geld, welches Hendrik von Nathanael entliehen, reichte nur hin, den Sold und die notwendigen Erfordernisse für die in den Festungen lagernden Truppen zu bestreiten. Eine Verstärkung seines kleinen Heeres wurde ihm durch den Grafen Peter Ernst von Mansfeld zu Teil, welcher eine Schaar spanischer Söldner aus Frankreich ihm zuführte. Herzog Erich der Jüngere von Braunschweig ließ einige Geschwader Reiterei zu den Mansfeld'schen Truppen stoßen, aber dennoch waren die vereinten Streitkräfte Juans immer noch zu geringe, um eine Kriegserklärung an die Staaten zu wagen und mit verzehrender Ungeduld sah er dem Eintreffen des lombardischen Heeres entgegen, dessen Rückkehr nach den Niederlanden von dem Könige endlich angeordnet worden.

Es hatte nicht zum Geringsten das Unbehagen seiner Stimmung erhöht, daß Marguèrite d'Avré sich nicht entschließen konnte Namur zu verlassen, sondern nach der Einnahme der Citadelle sich von ihrem Gatten getrennt, um teils in Spaa, teils auf einem Landgute der Umgegend die zweite Hälfte des Sommers zuzubringen. Den Mahnungen des Marquis stellte sie den Vorwand schwankender Gesundheit entgegen, der sie hindere ihren Aufenthalt in dem ihr persönlich verhaßten Brüssel zu nehmen, den leisen Andeutungen Juans, daß unter den zu erwartenden Kämpfen Namur oder dessen Umgebung ein unsicherer Wohnort sein werde, antwortete sie mit der scherzenden Bemerkung, daß sie sich unter seinen Schutz zu stellen gedenke, wenn die ausbrechenden Feindseligkeiten sie zwängen, in die Festung selbst zurückzukehren und er hatte seine Warnung nicht zu wiederholen gewagt, um nicht von Neuem die Frau zu kränken, die seine flüchtige Aufwallung für sie mit heißester Leidenschaft erwiderte.

Doch der nahende Herbst und mit ihm die immer dringender werdenden Aufforderungen des Marquis zu ihm zu kommen, hatten in Marguèrite den Entschluß gereift, durch eine Reise an den kurfürstlichen Hof zu Trier sich den unbequemen Mahnungen ihres Gatten zu entziehen. Begab Herr von Avré inzwischen sich

in das Feld zu den Truppen, so konnte er die Rückkehr seiner Gemahlin ohnedies nicht mehr beanspruchen.

Juan begrüßte ihren Entschluß mit einem Gefühl der Erleichterung; die Dankbarkeit, welche ihn an sie noch gefesselt, als seine frühere Neigung bereits erloschen, war längst vor dem Unwillen zurückgetreten, mit dem bei tausend Anlässen ihre Handlungsweise ihn erfüllte. Er fand sich in gleichem Maße abgestoßen von einer Selbstsucht, die, achtlos des Anderen Schicksal, nur dem eigenen Ich uneingeschränkte Anbetung zollte, wie seine Bewunderung für das holdselige Geschöpf gestiegen, das klagelos zum zweiten Male sich dieser Frau geopfert, als sie es um der eigenen Rettung willen von der jungen Tochter begehrt.

Nie hatte Marguèrite mit einem Worte des großherzigen Kindes gedacht, dessen unerschöpfliche Güte sie jedes einzige Mal zu nützen verstanden, wenn es die Verhältnisse erforderten, um sie bei Seite zu drängen, wenn sie ihrer nicht mehr bedurfte.

Aber trotz seines Verdrusses darüber, empfand Juan, daß er ihr in diesem Falle für ihr Vergessen Charitas' zu danken habe; hinderte sie doch ihre Eigensucht das Mädchen in ihrem Kloster zu besuchen, welches jetzt so oft und ach! fast immer vergeblich, das Ziel

seiner Ausflüge war. Es war ihm einige Male freilich gelungen, die junge Novize aus der Ferne zu erblicken, doch sie befand sich dann stets in der Begleitung einer älteren Nonne und Juan hatte nicht gewagt, ihr zu nahen, um nicht den Argwohn ihrer Hüterin zu erwecken.

Jetzt war es Winter geworden; die Felder deckte der erste Schnee und der Novemberwind fuhr heulend durch entlaubte Bäume; ob wohl die barmherzigen Schwestern noch ihre Wanderungen durch Wiesen und Moor zu den Armen und Kranken machten, ob man wohl der Novize gestattete an denselben teilzunehmen?

Juan gedachte dessen, als er, zum Ausritte gekleidet, im Schloßhofe seines Stallmeisters harrte, der ihm sein Pferd vorführen sollte.

Escovedo stand zur Seite seines Herrn, bereit, ihn auf seinem Ausfluge zu begleiten; zuweilen streifte sein Blick die verdüsterten Züge seines Gebieters, der, gegen seine Gewohnheit, in sich versunken und schweigsam in die Ferne schaute.

„Wohin befiehlt Ew. Hoheit zu reiten?“ wagte er endlich zu fragen, als der Fürst sich in den Sattel geschwungen.

Juan blickte wie erstaunt ihn an. „Kannst Du fragen?“ sagte er, seinem Pferde die Sporen gebend.

„Ich kenne einen Weg nur noch, den ich fortan nehme!“

Escovedo kannte diesen Weg allerdings ebenso genau, als sein Herr und wußte bereits zuvor, daß Juan, von der Sehnsucht erfüllt, Charitas wiederzusehen, über irgend einer Unbesonnenheit grübele, die ihn der Erreichung dieses Zieles näher bringen könne, doch machte er noch einen Versuch, ihn zurück zu halten.

„Die Witterung ist für einen Ausgang ziemlich ungünstig,“ bemerkte er, „es ist nicht wahrscheinlich, daß das Fräulein heute ihre Armen besucht.“

„Ich will mich selbst davon überzeugen, ob sie es nicht dennoch thut,“ beharrte Juan, „sie, die so wenig des eigenen Wohles und Wehes gedenkt, wird auch die Pflicht, die sie auf sich genommen, ihrer Behaglichkeit voranstellen. Und sehe ich sie selbst nicht, kann ich wenigstens das Haus erspähen, das sie birgt und das Hendrik d'Avré, auf sein Recht einer Verwandtschaft pochend, bereits betreten und sie sprechen durfte! Ich habe schon daran gedacht, mich ihm anzuvertrauen, um einen Brief oder irgend eine Botschaft an sie zu übermitteln.“

„Um aller Heiligen willen, mein gnädiger Herr, vertraut Euch Niemand, dessen Ihr nicht völlig sicher seid,“ warnte Escovedo „und glaubt mir, daß der

Ritter von Avré zu einem solchen Dienste sich nicht verstehen wird."

„Woraus schließest Du das? Du hast tausend Einwände, wenn es gilt, eine Annäherung an Charitas zu bewerkstelligen und weißt dennoch, daß ich nicht mehr leben möchte, wenn ich ihr süßes Antlitz nicht wiedersehen soll."

„Wollet Ihr Raub an den Heiligen begehen, welchen sie ihr junges Dasein zu weihen entschlossen?" fragte Escovedo, nicht ohne Vorwurf.

Juan preßte die fein geschnittenen Lippen aufeinander. „Mich zieht nicht irdisches Verlangen zu ihr und noch ist das Gelübde nicht abgelegt, das sie auf ewig der Welt entsagen läßt," sprach er nach einer Pause. „Ist es ein Raub, den ich an den Heiligen begehe, wenn ich in Anbetung vor ihrem reinsten Werkzeuge, ihrer holdesten Dienerin kniee, ich will die Sünde auf mich nehmen und Charitas' Gebete die neue Schuld vertrauen, das wirksamer als das meine, sie von mir lösen wird."

Escovedo schwieg; die Auffassung, die Juan seiner Liebe gab und mit der er sich über seine eigenen Empfindungen zu täuschen suchte, konnte seinen Vertrauten nur zur Hälfte beruhigen; er kannte seines Gebieters feurig stürmischen Sinn; er war gewiß, daß sein Ver-

langen mit dem leisesten Gewähren seitens des Mädchens sich bis zu jedem tollkühnen Wagnisse steigern werde und er fürchtete den Eindruck, den die Entdeckung auf den katholischen Adel, welcher sich ihm angeschlossen, machen müsse, daß Juan seine Augen begehrend zu einer Gottgelobten erhoben.

Es war dies der Grund, der ihn bisher veranlaßt, den neuen Begegnungen Juans mit der Novize, so viel an ihm, entgegen zu arbeiten, leider nicht mit genügendem Erfolge, wie schon der nämliche Nachmittag ihn belehren sollte.

Das Glück schien seinem jungen Fürsten heute nach langem Harren endlich etwas günstiger zu sein; kaum hatten beide Reiter den Feldweg erreicht, der von dem Kloster abwärts gegen die vereinzelten Hütten am Saume des Gehölzes führte, als Juans scharfes Auge die beiden Frauengestalten entdeckte, deren eine sein Herz stets höher schlagen machte. In wenigen Minuten war er an ihrer Seite, um, von seinem Pferde springend, sich der Begleiterin des jungen Mädchens zu nähern.

„Verzeihet, hochwürdige Schwester,“ redete er die Nonne Annunziata mit achtungsvollem Gruße an, „wenn ich Euch hier auf offener Straße anzuhalten wage; doch wollte ich Eure Erlaubniß erbitten, einige

Worte an das Fräulein von Avré richten zu dürfen, an welche ich einen Auftrag von ihren Eltern erhielt."

Die Nonne trat, nichts Arges wähnend, zurück; sie wußte, daß Charitas' Stiefmutter lange zu Namur geweilt, auch daß bei dem dort lagernden Heere einige ihr verwandte Ritter sich befänden; sie konnte nichts Ungebührliches darin entdecken, daß einer dieser Anverwandten dem jungen Mädchen einen Gruß ihrer Eltern überbrachte. Escovedo, der, wohl wissend, daß jetzt sein Herr durch keine Gewalt der Erde mehr zu halten sei, ihm auf dem Fuße gefolgt war, trat an die Seite der Nonne, um ein Gespräch mit ihr zu beginnen und ihre Aufmerksamkeit abzulenken; Juan fand Zeit einige Worte an Charitas zu richten, ohne daß die Hüterin ihrer achtete.

„Nach einer Ewigkeit des Sehnens ist es mir gelungen, Euch endlich wiederzusehen, Charitas," flüsterte er, sie mit flammenden Blicken betrachtend.

Charitas wich seinen Augen aus. „Und zu diesem Zwecke bedürfet Ihr der Unwahrheit und Täuschung?" fragte sie vorwurfsvoll.

Er lächelte. „Wie soll ich es anfangen, zu Euch sprechen zu dürfen, wenn stets ein verhaßter Wächter neben Euch steht? Sagte ich Euch nicht, welch großer Sünder ich sei? Daß ich Eurer stets von Neuem

bedarf, um besser zu werden, als ich es je zuvor gewesen?"

„Ihr spottet, mein Fürst," sprach Charitas ernst, „wollet Euch erinnern, daß ein derartiger Scherz ein übel angebrachter sei."

„Seid Ihr so hart, Ihr Süße, Reine?" fragte Juan in dem gleichen Flüstertone, wie zuvor. „Zürnet nicht; die Freude, Euch wiederzusehen macht mich übermütig, glaubt mir, daß ich gar wenig Ursache habe solches zu sein, wenn ich Euch ferne bin."

Der Sonnenglanz, der seine Züge erhellte, war geschwunden, Charitas bemerkte erst jetzt, daß er bleich und leidend aussah.

„Ihr seid krank," sagte sie, in jähem Schrecken ihn angstvoll anschauend. „O vergebt mir die unbedachten Worte, die ich sprach."

Er warf einen Blick auf die Begleiterin der Geliebten, doch Schwester Annunziata beschrieb Escovedo soeben umständlich den Weg, den beide Ritter zu nehmen hätten, wenn sie, das Moor vermeidend, nach Gemblours zu reiten beabsichtigten und während sein Vertrauter sich mit unerschöpflicher Geduld die ihm völlig gleichgültige Straße auf das Genaueste schildern ließ und durch beständige Zwischenfragen die gute Nonne immer wieder zu neuen Erörterungen veran-

laßte, wagte es Juan die Hand Charitas' zu erfassen und sie an seine Lippen, an sein Herz zu drücken.

„Ich bin nicht krank, seid ruhig," sprach er hastig und leidenschaftlich, „nicht kränker wenigstens, als ich es gewesen, seit ich dies traurige Land betrat. Die Sorge allein zehrt an mir, ob ich mit Ehren noch dies Leben zu verlieren bestimmt, das nur verfehlten Zwecken sich widmen durfte und außer dieser das heiße Sehnen nach Euch, die mir ewig unerreichbar bleiben soll. Seid barmherzig, wie Euer holder Name es verheißt; gewähret es mir, Euch wiederzusehen, ohne daß dieser lästige Schatten Euch folgt, den ich verwünsche."

Sie zog, erschreckt von seiner Leidenschaft, ihre Hand aus der seinen.

„Ich darf, ich kann nicht," flüsterte sie zagend, „es ist mir nicht möglich Euch zu sprechen, ohne daß es Jemand erfährt."

„Ihr würdet Mittel und Wege finden, wenn Ihr mich liebtet, wie ich Euch liebe," entgegnete er, „entscheidet Euch; die kostbaren Minuten kehren ja in langer Zeit vielleicht erst wieder, die uns der heutige Tag gebracht. Um mich her gähnt Verzweiflung, vor mir sehe ich nur schmachvolles Unterliegen oder ehrlosen Tod, — Ihr seid mein Stern der Gnade allein,

mein Engel ewigen Trostes, — lasset mich umsonst nicht zu meiner Heiligen flehen."

Charitas' Augen, die zärtlichen, liebenden Augen suchten in beschwörender Bitte sein Angesicht; noch einmal strebte sie ihn von der Unmöglichkeit seines Wunsches zu überzeugen.

„Euch selbst bin ich genötigt anzuflehen, Euch meiner zu erbarmen," sprach sie mit zuckenden Lippen, „Ihr wisset nicht, daß es eine schwere Sünde, die Ihr von mir verlangt."

„Ich weiß es und dennoch verlange ich sie von Euch," erwiderte er dringend, „stoßet mich von Euch, ich kehre dennoch wieder, Euch mit der gleichen Bitte zu nahen — übt Gnade, Charitas — ich lebe nur von Eurer Lippen Hauch, die mir ein Ja, ein Nein zuflüstern."

Die Unterredung zwischen der Nonne und Escovedo schien zu einem Ende gelangt zu sein; Annunziata wandte sich mit fragenden Blicken bereits dem jungen Paare zu, das, einige Schritte von ihr entfernt, am Rande der Wiese stand.

Charitas fühlte, daß sie sich entscheiden müsse, augenblicklich entscheiden müsse und während es in ihrem Herzen mit lauten Stimmen sie vor dem Schritte zu warnen schien, den sie im Begriffe zu wagen, sprachen

ihre Lippen leise und hastig, wie von fremdem Einflusse bewegt: „Der Friedhof unseres Klosters ist eine Viertelstunde von St. Fleuret entfernt; dort will ich Eurer harren, sobald Ihr es begehret."

Sie erwartete seine Antwort nicht; todtenbleichen Angesichtes eilte sie an die Seite ihrer Gefährtin. „Wir müssen unsern Weg fortsetzen, Schwester Annunziata," sprach sie mit mühsam erkämpfter Fassung, „Ihr wisset, daß wir heute noch eine große Anzahl von Kranken zu besuchen haben, ehe die Nacht einbricht."

Sie ergriff den Arm der unwillkürlich Zaudernden und zog sie, ohne den Blick noch einmal zurückzuwenden, mit sich fort.

Es dunkelte bereits, als Beide nach dem Kloster heimkehrten, in dessen Mauern jetzt noch tiefere Stille herrschte, als in vergangenen Tagen, denn von den kriegerischen Vorbereitungen rings um sie erschreckt, hatte die Aebtissin sich bewogen gefühlt, die ihr anvertrauten Klosterschülerinnen den Eltern zurückzusenden, bis gefahrlosere Zeiten für das Land gekommen. Die schwarzen Gestalten der Ordensschwestern waren es jetzt allein, welche man in den weiten Gängen des Klosters erblickte; lautlos glitten sie über die mit Binsenmatten bedeckten Steinfliesen, schweigend, wie

es die Ordensregel gebot, verrichteten sie ihre Arbeiten in Haus und Nebengebäuden und Charitas fühlte sich zuweilen versucht in einer Welt lebloser Schatten sich zu glauben, die nur ein Zauberwort für kurze Stunden zu trügerischem Sein erweckte.

In Jahresfrist gehörte auch sie zu ihnen, für immer und immerdar; was war es, das sie plötzlich vor einem Schritte erbeben ließ, den sie vor Kurzem noch in frommer Begeisterung herbeigesehnt? Daß sie der langen Reihe von Jahren gedachte, die jetzt vor ihr lagen, in ewig gleicher Folge sich an einander reihend und die sie in diesen Mauern zubringen würde, bis sie gleich denen geworden, welche sie um sich erblickte, willenlos, wunschlos das tägliche Einerlei erfüllend?

Und dennoch hörte sie von ihnen, daß sie glücklich seien und dennoch hatte sie in Benedicta's Loos einst ein beneidenswertes, ein hochbegehrtes zu wähnen vermocht! Einst! War es denn wirklich schon so lange Zeit her, daß sie so zu denken, so zu empfinden fähig, war wirklich nur ein ach! so kurzer Sommer genügend gewesen, um jene Wünsche in ihr auszulöschen, andere, heißere in ihr erweckend, die ihr lautklopfendes Herz allein ihr zuzuflüstern wagte und die

sie erschreckend von sich wies, um in einsamer Stunde dennoch zu ihnen zurückzukehren?

O Leben, Leben, wie so schwer bist Du! Du rufst das Sehnen in der Menschenbrust mit tausend lockenden Stimmen wach, wie Du den Keim in stiller Erde weckst, daß er die dunkle Hülle sprenge und an das Licht empor sich ringe, zur Blüte endlich sich zu erschließen; doch wie Du auf die frühe Knospe den erstarrenden Reif fallen lässest, daß er Dein selbstgeschaffenes Werk vernichte, so stellst Du zwischen unserer Wünsche Ziel und unser heißes Sehnen Dein ehernes Gebot der Pflicht und wirfst auf uns den bitteren Kampf, ob wir der Letzteren folgen sollen, die uns unser Opfer nur mit des Winters kaltem Sonnenlächeln lohnt. Und können wir der Pflicht dann folgen, die uns das Leben oftmals wider unsern Willen auferlegte?

Die junge Träumerin in der halbdunklen Klosterzelle, wo nur vor dem Marienbilde matt die Lampe glühte, preßte beide Hände auf ihr Herz. „Darf ich den Heiligen noch nahen mit dem Gelübde auf den Lippen, das ich als einen falschen Schwur erkennen lernte, seit er — seit er in meines Daseins Kreis getreten? Darf ich geloben, daß mein ganzes Herz fortan dem Dienste Jener sich weihen wolle, in dem

sein Bild allein noch herrscht, mit Allgewalt zu ihm mich ziehend, den ich nicht einmal kennen sollte, wollte ich, der Heiligen würdig, ihrem Altare mich nahen? Bedürfen sie der schwachen Kraft, die ich ihnen zu bieten habe, ja, würden sie das Herz nur annehmen wollen, das widerstrebend ihnen sich zu unterwerfen bereit? — Er aber sagte, daß er mein bedürfe und ich fühle, daß es so sei. Die Meinen, selbst mein Vater, haben ihn verraten und während zahllose Feinde ihn umringen, läßt ihn sein Bruder in Verzweiflung und Hülflosigkeit sich verzehren. Er bedarf meiner und ich sollte es ihm verweigern, das Wort des Trostes von meinen Lippen zu hören, nach welchem seine kranke Seele verlangt, ich sollte ihn verlassen, wie die Andern thaten, da seines Glückes Sterne ihm erbleichten?"

Sie strich das wirre Haar sich aus der Stirn und, vor dem Bilde der Jungfrau niederknieeend, suchte sie im Gebete den verlorenen Seelenfrieden wieder zu gegewinnen; vergebens! Vor ihren Blicken schwand das Bild der Gottesmutter in der unsicheren Beleuchtung, wie in zerrinnenden Nebel dahin und sie schloß die Augen, um sich das Bild des Mannes zu vergegenwärtigen, der ihre Gedanken erfüllte. Wie in

dem Bewußtsein neuer Sünde schreckte sie nach minutenlangem Selbstvergessen empor.

„O gnadenreiche Jungfrau, Zuflucht aller Sünder, vergieb, vergieb mir meine Schuld!"

„Charitas," sagte eine sanfte Stimme hinter ihr; die Aebtissin war durch die Verbindungsthür ihrer eigenen Zelle in die der Novize getreten.

Das Mädchen erhob sich von dem Betschemel, auf dem sie gekniet; das Dämmerlicht des Raumes verbarg dem Blicke Benedicta's ihres Schützlings glühende Wangen.

„Verzeihet, hochwürdige Mutter, daß ich Euer Kommen überhörte," sagte Charitas, die Hand der Aebtissin an ihre heißen Lippen führend.

Benedicta trat zu dem Tische, der neben dem schmalen Bette der Novize stand, um eine kleine Lampe zu entzünden, die sie mitgebracht und ließ sich dann auf einen der Holzsessel in der Zelle nieder.

„Du lässest Dich jetzt seltener bei mir erblicken, mein Kind, als ich es von Dir gewohnt," begann sie, Charitas einen Wink gebend, den Platz zu ihren Füßen einzunehmen. „So muß ich zu Dir kommen, nm mit Dir zu plaudern, wie ich es mit meiner Lieblingstochter stets so gerne that."

Charitas schwieg; sie empfand den Vorwurf, der

in den Worten der Aebtissin lag; wie sehr ihr Herz sie oftmals drängte, sich der mütterlichen Frau zu offenbaren, die Furcht vor dem Urteil der in ihren Augen Fleckenlosen hielt sie beständig zurück.

„Schwester Annunziata bat mich schon vor mehreren Tagen Dir einen Lobspruch zu ertheilen," fuhr die Aebtissin fort, „sie rühmt Deinen Pflichteifer, Deine unermüdete Treue in dem Amte werkthätiger Liebe, das Du Dir erbeten. Ich freue mich von Herzen dessen, mein Kind. Der Herr wird eine würdige Dienerin an Dir erhalten und da Du Deine Probe bisher trefflich bestanden, kam ich hierher mit Dir zu besprechen, wann wir den Tag festsetzen können, an welchem Du Dein Gelübde ablegen sollst."

Charitas schauderte. „Schon?" flüsterte sie bange. „O meine Mutter, weshalb wollt Ihr ihn früher ansetzen, als es anfänglich bestimmt war?"

„Ich glaubte Deinem Wunsche damit zuvor zu kommen, meine Charitas, der nach dem ernsten Berufe verlangte, welcher vor Dir liegt," sprach Benedicta einigermaßen befremdet, „Du legst im Laufe dieses Sommers Dein achtzehntes Jahr zurück; es ist kein Grund vorhanden, das Gelübde hinauszuschieben."

„Erst achtzehn Jahre," wiederholte Charitas, die schlanken Hände ineinander faltend, „Schwester Spe=

rata war von gleichem Alter, als sie den Schleier nahm."

„Und über sechzig Jahre dient sie treu dem erwählten Herrn," fügte Benedicta hinzu. „Ein langes, reichgesegnetes Leben liegt hinter ihr; möchten wir Alle mit der gleichen Befriedigung auf das unsere blicken dürfen, wenn wir an ihrem Ziele angelangt."

Charitas schüttelte das Haupt. „Geliebte Mutter, könnt Ihr wirklich Euch oder mir es wünschen, mehr als drei Vierteile des Lebens in diesen Mauern zuzubringen?" fragte sie verstört.

Benedicta richtete sanft des Mädchens Antlitz zu sich empor. „Weshalb nicht, meine Charitas? Wie könnten wir uns wünschen von der Pflicht frühzeitig gelöst zu werden, die wir freiwillig und freudigen Herzens auf uns nahmen, in ihr unserer Seele Frieden und unseres Daseins bestes Ziel zu finden? Dachtest nicht auch Du einst so und hast Du mir nicht oft versichert, daß Du zu werden wünschtest, wie die heiligen Frauen, die uns in diesem Berufe vorangegangen, Vorbilder uns und Jenen zu sein, die nach uns an dieser Stelle stehen werden? Was hat Dir so plötzlich den Sinn gewandelt, mit Zagen und geheimer Furcht Dich vor der langen Zukunft zu erfüllen?"

„Es ist so einsam hier, so traurig öde," murmelte Charitas, „mir ist's, als träte ich in eines Grabes Gewölbe, kehre ich in die todtenstillen Mauern zurück."

„Die jüngeren Gefährtinnen fehlen Dir, die Dich sonst stets umgaben; doch bedenke, meine Charitas, daß Dein Probejahr Dir den Verkehr mit ihnen eingeschränkt haben würde, auch wenn sie noch hier wären. Was Du empfindest — wir haben Alle es empfunden, als wir in diesen Orden traten, bis wir nicht Grabesstille, bis wir Frieden in diesen Mauern entdecken lernten, in die des Herzens Mahnen uns unwiderstehlich zog. So wird es auch Dir bald ergehen, wenn Du an die Einsamkeit Dich mehr und mehr gewöhnt, die ein klösterlich Leben mit sich zu bringen pflegt; bedenke, daß wir uns durch eigenen ernsten Willen jeden Kampf erleichtern können und daß es nicht wohlgethan der Furcht Raum zu geben, vor dem, was man selbst erwählte."

„Doch ich erwählte diesen Beruf nicht selbst, hochwürdige Mutter," sprach Charitas, bei der Schmerz, Liebe und Sehnsucht die erkünstelte Fassung zu sprengen drohten, „Ihr wisset, daß meine Eltern über mich beschlossen, was sie mir später erst mittheilten, als es unwiderruflich war."

Benedicta blickte ernst auf sie herab. „Und es gereut Dich jetzt, wie mir vorkommt, was die Eltern Dir zudachten und was Du dankbar einst annahmest, darin eine göttliche Fügung erkennend?“ fragte sie ermahnend. „Mit Betrübniß gewahre ich, daß sich Dein Herz nur widerwillig dem gefaßten Entschlusse beugt, wiewohl es mir nicht entging, daß Dich der kurze Aufenthalt zu Brüssel eine Andere werden ließ, als die es war, welche von mir schied. Auch Dein Vertrauen zu mir scheint sich gemindert zu haben; Du fliehest mich, statt wie früher mit jedem kleinen Schmerze, jeder Freude zu mir zu kommen. Geliebtes Kind, was ist mit Dir geschehen, Dich so völlig zu verwandeln?“

Charitas schlang ihre Arme um die Knie der Aebtissin. „Helft mir, meine Mutter, helft mir mich wiederzufinden,“ rief sie, in Thränen ausbrechend, „ich kann nicht eine der Euren werden, ich kann das Gelübde nicht ablegen, welches Ihr begehrt, ich möchte leben, eine kurze Zeit nur leben, bevor ich Eure Grabesruhe teile.“

„Charitas, meine Tochter, komme zu Dir,“ sprach Benedicta, „ist dies denn mein frommes, tapferes Kind, das keinen anderen Wunsch im reinen Herzen hegte, als dem Herrn zu dienen? Fasse Dich; bedenke,

daß ein heilig Gelübde sich leichtfertig nicht lösen läßt und daß den Eltern ein Recht zusteht, über ihre Kinder zu verfügen, ob Deine Jugend auch nach Anderem verlangt. Wie, oder haben diese Thränen einen tieferen Grund? Hat sich Dein Herz dem Göttlichen abgewendet, weil es für Jemand sprach, dessen irdisch Bild Dir teurer wurde, als es sein sollte?"

Charitas barg ihr Angesicht in beiden Händen.

„Ja, es ist so, hochwürdige Mutter; strafet mich dafür, wie ich es verdiene, ich kann nicht anders."

Es war eine lange Pause zwischen Beiden; der Aebtissin Hand ruhte noch immer, wie in Vergessenheit, auf dem Haupte der vor ihr Knieenden, während ihre Augen in das Weite schweiften, doch war in ihnen nichts von dem Zorne zu entdecken, den Charitas bei ihrem Geständnisse erwartet, nur tiefe Trauer.

„Gekommen ist, was ich für Dich gefürchtet, armes Kind, als ich Dich von mir in die Welt sandte," sprach sie bewegt, „Dir wollte Gott auch diesen Kelch nicht ersparen, das Opfer der Entsagung zu vergrößern, das Du ihm zu bringen hast."

Charitas erhob das verweinte Antlitz zu der Sprecherin, „Ihr zürnt mir nicht?" fragte sie schüchtern. „Ihr, die der Sünde Anderer nicht fähig, begreifet, daß nicht die gleiche Heldenstärke, die Gott Euch ge-

geben, uns Irrenden und Schwachen zu Teil werden konnte?"

Benedicta's Blicke wichen der Novize aus. „Ich mache Dir keinen Vorwurf, daß Dein junges Herz gesprochen, obgleich es ewig schweigen sollte," sagte sie, „Gott helfe mir den rechten Weg auch jetzt Dir zu weisen, damit Du Deinen Schmerz überwinden lernst."

Charitas küßte stumm die Hände Benedicta's; sie empfand, daß sie der Gütigen nun sagen müsse, wie nahe das Geschick den Mann ihr grade jetzt geführt, an dem ihr Herz mit seiner tiefsten Liebe hing, doch sie bebte vor dem zweiten Geständnisse wie vor etwas Unmöglichem zurück. Die Aebtissin durfte dann von ihr verlangen, Juan auf das Strengste zu meiden und ihr ganzes Innere lehnte gegen diese mit Gewißheit zu erwartende Entscheidung sich auf.

„Ihr werdet, nachdem Ihr dies erfahren, den Tag meiner Einkleidung noch hinausschieben?" fragte sie leise. „O Mutter, habt Mitleid mir mir; gönnet mir noch Zeit."

„Du sollst sie erhalten, Charitas; nicht früher will ich Dein Gelübde fordern, als bis Du vor mich tretend sagen kannst: ich habe überwunden."

„Dank, o Dank Euch; wie kann ich Euch vergelten, daß Ihr so gütig mir begegnet?“

„Du kannst es, wenn Du mit Ernst und Eifer strebst, des Empfindens Herrin zu werden, das Dir diesen Schmerz bereitet.“

„Ist es so leicht, die Liebe aus dem Herzen zu reißen, die dort mit tausend Wurzeln festgeklammert uns erscheint?“ entgegnete Charitas. „Ihr habt die Liebe nicht gekannt, hochwürdige Mutter, sonst würdet Ihr nicht also sprechen; Euch war sie nur ein heilig Erbarmen für Alle, die Ihr arm und elend wußtet, nicht Eures Sehnens Ziel und Eures Herzens höchstes Glück.“

Benedicta's Hand legte sich über die Augen. „Du meinst, ich habe die Liebe nicht gekannt, Charitas,“ sagte sie mit seltsam vibrirender Stimme, „Du irrst Dich; wenn es Dir Trost des eigenen Leides ist, so mögest Du erfahren, daß ich gelitten einst gleich Dir, nein, mehr als Du, denn ich war schuldiger.“

Sie starrte in die Flamme vor ihr, als sie, wie zu sich selbst sprechend, fortfuhr: „Es haben dreißig Jahre nicht genügt, die Erinnerung auszulöschen, die mich in diese Mauern getrieben, in das Grab des Lebens, wie sie Dir erscheinen und wie ich selbst sie nannte, als ich hierher flüchtete, um meiner Sünde

Verzeihung in einem langen Leben der Buße und Entsagung zu finden. Thörichtes Kind, was will Dein vielleicht unbewußt Erglühen gegen den Sturm der Leidenschaft bedeuten, der über mich kam, als ich vor dem Antlitz des gewaltigen Mannes stand, der eine halbe Welt zu seinen Füßen zittern sah? Er war einer jener Erdengeborenen, deren Größe uns zur Unterwerfung zwingt, selbst wenn wir uns dagegen zu empören trachten; er war zum Sieger erkoren, die Uebrigen zu seinen Sklaven und er durfte achtlos an ihnen vorüber schreiten, wenn sein eherner Wille ihnen den stolzen Nacken gebeugt. — Ich glaubte mich gefeit in meiner Jugend sprödem Stolze; ich war es nicht; Bewunderung, Anbetung hatten mich ihm zu eigen gemacht, noch ehe ich mir dessen klar geworden; es war mein Schicksal, das in diesem Mann mir nahte, unbezwinglich, allgewaltig, erbarmungslos, gleich ihm. Und er verließ mich; ob er mich vergessen, ich weiß es nicht; war ich doch nur ein Staubkorn an dem Wege, den er nahm und der über die Millionen hinwegging, die ihn ihren Herrn nannten. — Was schaust Du mich so angstvollen Auges an, Charitas? Mein Haar ist weiß geworden, die Jahre rollten über jenes eine dahin, mein Herz ward still und wunschlos; auch das Deine wird ruhig werden

und sein unschuldiger Traum daraus entschwinden, als sei er nie gewesen."

„Jener Mann, von dem Ihr sprachet" — Charitas stockte verwirrt; hatte sie ein Recht an die Aebtissin die Frage zu richten, die ihr auf den Lippen schwebte?

„Er ist seit Jahren todt; Du hast ihn nie gesehen;" sprach Benedicta, „sein Name ist für Dich von keiner Bedeutung, selbst wenn Du ihn nennen hörtest. — Und nun, gute Nacht; vergiß es nicht, weshalb ich Dir vertraute, was Du soeben vernahmst und bete zu Gott, daß er Dir überwinden helfe, was noch sich überwinden läßt. Die Heiligen mögen Dich in ihren Schutz nehmen und mir meine Tochter wiedergeben, wie ich mit Stolz sie einst mein eigen nannte."

Siebentes Kapitel.

Juan war nach der Begegnung mit Charitas ungesäumt nach Namur zurückgekehrt, wo seiner eine Anzahl Briefe und Sendschreiben harrten, die noch vor Nacht erledigt werden mußten, um sie den bereits bestellten Boten zu übergeben. Die Beantwortung dieser zum Teil erwarteten Briefe war für den Prinzen fast immer eine Quelle neuer Sorge, neuen Verdrusses; galt es ja doch zumeist sich den Staaten gegenüber gegen alle nur möglichen Angriffe zu verteidigen, vor König Philipp die gethanen Schritte zu rechtfertigen, um Hülfe bei befreundeten Fürsten zu bitten und, was am schwersten, die verzweifelte Lage, in der er sich befand, denjenigen bekennen zu müssen, deren Beistand er anzurufen gezwungen.

In der Erwartung all der ihm verhaßten und mißliebigen Dinge, die ihm nach seiner Rückkehr zu

thun oblagen, war seine Unterhaltung mit dem Begleiter eine nur einsilbige und oftmals gänzlich stockende, als plötzlich des Prinzen Auge in der Ferne Octavio Gonzaga erkannte, der von Namur her den beiden Reitern entgegen gesprengt kam. Juan war derart in den zuletzt verlebten Jahren an Enttäuschungen gewöhnt worden, daß ihn die Erscheinung des Freundes, wie die Botschaft eines neuen Unglücks berührte; seinem Pferde die Sporen gebend, jagte er ihm entgegen.

„Du suchst mich, Octavio," rief er ihm zu, „was ist geschehen?"

Gonzaga schwenkte grüßend sein Barett. „Mein Fürst," berichtete er atemlos, „heut' ist es Freude, die Euch zu bringen mir vergönnt ist. Der Herzog von Parma ist, dem Heere voraneilend, vor einer Stunde in der Festung eingetroffen; er vergeht vor Ungeduld, Euch begrüßen zu dürfen."

„Alexander Farnese," die Züge des Prinzen hatten sich freudig verklärt, „Gott und die Heiligen seien gepriesen, die ihn endlich hierher geführt. Nun ist die Hülfe auch nicht fern, die wir ersehnen, uns aus dieser unwürdigen Lage zu befreien."

In dem Schlosse zu Namur, wo Juan Wohnung genommen, harrte währenddessen Alexander Farnese in

fieberischer Ungeduld der Heimkehr des Jugendfreundes. Ihm war der Marsch des Heeres unerträglich langsam erschienen; von Parma war er heimlich entwichen, um in dem kurzen Zeitraum von zwölf Tagen die Reise bis Luxemburg zurückzulegen, von wo er heute eingetroffen, Juan mit seiner Ankunft zu überraschen.

Es enttäuschte ihn einigermaßen, daß er ihn nicht sofort antraf und gerne nahm er das Erbieten Gonzaga's an, der, des Weges sicher, welchen sein Herr gewählt, ihn zu benachrichtigen versprach. Jetzt endlich vernahm der Herzog das Geräusch von Rosseshufen in der Straße drunten, kaum hörte er die Meldung des Stallmeisters, daß Seine Hoheit zurückgekehrt, als er auch schon aus dem Zimmer stürzte, um ihn einige Minuten früher begrüßen zu können.

In dem hochgewölbten Thorbogen, der in den Hofraum führte, sah Juan den Gefährten glücklicher Tage wieder, mit welchem er seiner Jugend sorgenlose Jahre, seine Kämpfe, seine Siege geteilt und in dem er jetzt seinen einzigen Erretter zu erblicken gezwungen war. Stumm schloß er ihn in seine Arme, in der Bewegung dieses Wiedersehens keines Wortes mächtig. Doch auch Alexander war erschüttert; mußte er doch mit eigenen Augen jetzt gewahren, was ein

kurzes Jahr aus Juan zu machen fähig gewesen, den er in der Blüte seiner Kraft und Schöne aus Mailand hatte scheiden sehen. Juan war es, der zuerst sich faßte und, des Freundes Arm durch den seinen ziehend, ihn nach seinem Zimmer führte.

„Lasse uns diese erste Stunde, die Dich mir wieder schenkte, nicht durch Vergleiche und Erinnerungen trüben," sprach er, „mich verzehrt die Ungeduld von Dir, Deinen Erlebnissen und Deinen Plänen zu hören."

Alexander nahm den gebotenen Platz Juan gegenüber ein, ein Page erschien, einige Erfrischungen zu bringen. Juan erhob den goldenen Becher, um dem Freunde zuzutrinken.

„Ehe ich von mir berichte, möchte ich von Dir sprechen," begann Farnese, noch immer unter dem Eindrucke der ersten Begegnung stehend, „mein armer Juan, Dir hat dies Jahr übel genug mitgespielt. Fast fühle ich mich versucht zu glauben, daß Du von langer Krankheit soeben erst erstanden seiest."

Juan bewegte abwehrend die Hand. „Ich vermochte es zu denken, daß Du mich verändert finden würdest," sagte er gelassen, „doch ist die Krankheit noch nicht überstanden, an der ich leide, sie wird in diesem Leben wohl kaum mehr von mir weichen."

„Ist es der Gram über Deine hoffnungslose Lage in diesem verwünschten Lande?“ forschte Alexander. „Sei getrost; bald naht das Heer, das Du zu Deinem Unheil entlassen mußtest; mit seiner Hülfe werden wir diesen Rebellen Unterwerfung und Gehorsam lehren.“

„Es ist nicht allein die Sorge der letzten Monate, die mich so weit gebracht, obgleich auch diese genügend wäre, einen stärkeren Geist zu brechen,“ antwortete Juan, „es ist ebensowohl die Erkenntniß, was ich ferner noch von einem Herrn zu erwarten habe, dem ich mit Treue und Hingebung diente und der mich seinen Feinden opferte, vielleicht, um sich in unauffälliger Art von einem zu seinem Verdrusse plötzlich aufgefundenen Bruder zu befreien.“

„Nicht doch, Juan,“ begütigte Farnese, „Dein Unmut sieht zu schwarz; Don Philipp hat gerechte Ursache, Dir dankbar zu sein und sei gewiß, er ist es auch, wenn schon seines Herzens Kälte irgend eine weichere Regung zu zeigen ihm verbietet.“

„O, sprich mir nicht von Philipps Dankbarkeit,“ rief Juan leidenschaftlich, „und nicht von seiner Zuneigung zu mir, die wie eine schwere Kette auf mir gelastet. Weshalb zog seine Hand mich aus der Dunkelheit, in der ich in Quixada's Hause lebte und

in der ich, meines Geschickes unbewußt, vollkommen glücklich war? Was brachte es mir ein, daß man mich plötzlich als Karls Sohn begrüßte, sich schmeichelnd um mich drängte, wenn Philipp mir mit der Entdeckung zu gleicher Zeit die Fessel anlegte, die alle meine Schritte zu hemmen bestimmt war? Wenn meine Neigung, gleich der Deinen, zum Waffenhandwerk mich zog, statt zu Rosenkranz und Kutte, war es ein Verbrechen, daß ich ihr zu folgen trachtete, indem ich meinen Arm, mein Schwert dem Monarchen zur Verfügung stellte, in welchem ich nicht allein den König, sondern auch den Bruder zu ehren hatte? Wie aber erging es mir, als ich in den Alpuxarren jenes unglückliche Volk zu besiegen wußte, dem Verzweiflung und bitterste Not die letzte Waffe in die Hand gedrückt? Stets waren meine Handlungen durch die Befehle oder Verbote Philipps eingeengt; stets nur erhielt ich Vorwürfe, wo ich meinte, Anerkennung verdient zu haben und wenn ich, göttlichem Gebote folgend, Barmherzigkeit an den Besiegten übte, mußte ich die Beschuldigung knabenhafter Schwäche stumm entgegen nehmen. O, damals hatte ich nur Mitleid für jene Unglücklichen, Gepeinigten, über die man mich zum Richter setzte, — jetzt aber habe ich an den eigenen Qualen ihre Empörung, ihren Rachedurst verstehen

gelernt; bin ich doch selbst nichts Besseres jetzt, als ein müde gehetztes Wild, von Häschern rings umstellt, hält mich doch nur ein Rest der einstigen Treue noch zurück, mich gegen den eigenmächtig zu empören, den ich bisher meinen Gebieter nannte."

„Juan, armer Freund, mäßige Dich," suchte Farnese zu beruhigen, „lasse solche Aeußerungen nicht zu den Ohren Anderer dringen, welche unverzüglich eine derartige Nachricht in den Escurial zu tragen bereit wären. Hast Du vergessen, wie glücklich Dein Heldenruhm Dich einstmals machte, vergessen, wie nach dem Tage von Lepanto ganz Spanien und Italien huldigend zu Deinen Füßen lagen? Und soll die Enttäuschung, die Du jetzt erlitten, im Stande sein, jene glorreichen Erinnerungen in Dir auszulöschen?"

„Lepanto," wiederholte Juan, „warest nicht Du es, der für mich an diesen Sieg so stolze Hoffnungen knüpfte, mich in der Siegesfreude stets bestärkte, die mein vierundzwanzigjähriges Herz so hoch schwellte? Doch weißt Du es nicht mehr, wie Don Philipp auch damals zu lohnen verstand, als sein Banner des Halbmonds Schrecken durch uns geworden? Die Schlacht galt seinem Urteile als verwegene That, die Eroberung an Tunesiens Küste durfte ich nicht fortsetzen, seit er entdeckt, daß der heilige Vater dort ein

christlich Reich zu gründen gedachte, dessen Krone ich zu tragen ausersehen. Unthätig mußte ich in Neapel verharren, während Italiens Fürsten auf meine Hülfe drangen und meine Bitte, mir den Titel eines Infanten von Spanien zu geben, blieb unbeachtet. Hätte ich nicht diesen wenigstens verdient, den stolzen Granden Spaniens und Italiens gegenüber, ja, selbst diesen hochmütigen Niederländern zum Trotz, die es sogar nicht unterließen, in ihrem letzten Schreiben an den König den Makel meiner Geburt als Hinderniß meiner Anerkennung als ihr Oberhaupt darzustellen?"

„Wenn sie diesen Vorwurf in der That gegen Dich erhoben," bemerkte Alexander ruhig, „so würde ich diesen Rebellen zum mindesten nicht den gewünschten Dienst erweisen, mich darüber zu kränken. Hättest Du die Macht gehabt, sie Deinem Willen zu beugen, sie würden sich dieses Umstandes schwerlich erinnert haben. Doch konntest Du von Philipp nicht erwarten, daß er Dich den spanischen Infanten damals gleichstellte; hätte sein Mißtrauen nicht in Dir einen Prätendenten der Krone erblickt, da ihm der eigene Sohn gestorben und er bis dahin nur Töchter besaß?"

„Sein Mißtrauen, ja, dies war es, das ihn stets zu meinem Feinde und Kerkermeister machte, mir Späher an die Seite stellte, die unter der Maske der

Freundschaft sich mir nahen sollten. O, dieser Argwohn ist es, der mein Leben vergiftet, der, an mir zehrend, mich in ein frühes Grab zu senden bestimmt."

„Das fürchtet nur die düstere Stimmung, in der ich heut' Dich angetroffen," sprach Alexander, „auch diese geht vorüber; lasse uns nur erst dieses widerspenstige Volk einmal besiegt haben und Dein Lebensmut wird wiederkehren, ohne daß die Sehnsucht in Dir erwacht, Deine Tage in einer Gebetszelle zu beschließen, wie Du an Granvella schriebest."

„Besser wäre es für mich gewesen, ich hätte nie in meinem Leben Anderes gekannt, als ewig umschirmende Klostermauern; vielleicht hätte ich dann weniger gelitten, als es in der Welt mir zugedacht zu sein scheint."

„Ich hoffe, daß Du nicht ernstlich daran denkst, Deines Vaters Beispiele zu folgen; Du bist zum Helden geboren, nicht zu einem Leben mönchischer Entsagung."

Juan antwortete nicht; fühlte er sich wirklich geneigt die Klosterzelle aufzusuchen, nach der er sich von Anbeginn seiner unhaltbaren Stellung in den Niederlanden gesehnt?

„Du schweigst," fuhr Alexander fort, „noch darf ich annehmen, daß das Leben Dich mit Banden hält,

die Dir dennoch schwer fallen würden, sofort zu zerreißen und es ist mir lieb, dies zu entdecken. So will ich hoffen, daß es mir gelinge, Dich neuer Thatenfreude wieder zu gewinnen."

Juans Antlitz überflog ein unmerklich Lächeln. Der Gedanke an Charitas, unter Alexanders Frage in ihm wach geworden, genügte, ihn für kurze Zeit zu besänftigen und ihn von den trüben Bildern abzuziehen, die ihn erfüllten; nein, nein, noch nichts von völliger Entsagung, so lange jene Augen ihm noch strahlten, so lange er in jenem Herzen herrschen durfte, jetzt seinem einzigen, unumschränkten Königreiche.

„Verzeihe, Alexander," sprach er endlich, gefaßter als zuvor, „daß ich Dich mit so vielen Klagen empfing. Es war mir eine Erleichterung, sie Dir anzuvertrauen, mit dem ich in der Jugend Jahren jeden Schmerz und jede Freude teilte. Sage mir zunächst jetzt, ob sich Deine Mutter entschlossen, des Königs Wunsche folgend, die Statthalterschaft von Neuem zu übernehmen, welche man dem schwachköpfigen Matthias aufgedrungen."

„Meine Mutter," antwortete Farnese, „hat in der Zeit ihres Aufenthaltes zu Brüssel die Freuden

der Regentschaft über diese halsstarrigen, anspruchsvollen Niederländer zu genau kennen gelernt, um sehr viel Lust zu verspüren, hierher zurückzukehren. Es bedurfte sogar einer ernsten Mahnung des Papstes, um mir die Abreise von Parma zu gestatten und ich glaube, daß sie ihre Kränklichkeit zum Vorwande nehmen wird, um diesem Posten fern zu bleiben."

„Ich konnte es erwarten," sagte Juan, um dann nach einigem Nachdenken hinzuzufügen: „Der heilige Vater hat mich etwas voreilig durch ein Geschenk ausgezeichnet, mit welchem ich zur Stunde nichts anzufangen weiß. Ich meine die Belehnung mit dem Königreiche England, das ich mir erst erobern soll, während mit dieser Hand voll Truppen, über welche ich gebiete, mir die Behauptung Luxemburgs schwer fallen muß."

„Du hast demnach die Auswahl, ob Du Elisabeth oder Maria Dir zur Gattin wählen willst, je nachdem die Schwierigkeiten leichter zu überwältigen," scherzte Farnese.

„Keine von Beiden, wenn ich darin entscheiden soll," erklärte Juan fest, „ich hege nicht unausführbare Pläne mehr, seit ich nicht weiß, was mir der nächste Tag bringen soll. Und wäre es mir auch noch möglich die Königin von Schottland aus ihrer

Haft zu befreien, so verspüre ich dennoch kein Verlangen, ihr vierter oder fünfter Gatte zu werden."

„Weiß König Philipp um diesen Schritt des heiligen Vaters?" fragte der Herzog.

„Noch nicht, so viel mir bekannt; ich hatte die Absicht mit dieser Botschaft Escovedo nach Madrid zu senden, der gleicherzeit dem Könige eine wahrheitsgetreue Schilderung der hier herrschenden Zustände geben und um die Zusendung der uns notwendigen Geldmittel bitten soll."

„Ich fürchte, daß es an dem Letzteren in Madrid ebenfalls schon zu fehlen beginnt," sagte Farnese, „erhältst Du aufrichtige Antworten von dort auf Deine Briefe?"

„Von Don Philipp häufig nicht eine Zeile, ebensowenig, wie die festen Befehle, nach welchen ich zur Regelung meiner Handlungsweise verlangt habe und selbst, wenn ich nicht sein Bruder wäre, müßte mich dieser Mangel an jeglicher Rücksichtnahme schmerzen. Offener als er ist Antonio Perez, in welchem ich einen Fürsprecher bei ihm zu besitzen glaube."

„Bist Du dessen gewiß, Juan? Mir hat Antonio Perez stets den Eindruck eines ebenso verschlagenen, als hinterlistigen Mannes gemacht; sieh Dich vor, daß er Dich nicht verrät."

„Ich hoffe, Du täuschest Dich darin,“ entgegnete Juan sinnend, „ich bin seit den letzten Jahren auf so viel Tücke, so viel Treubruch gestoßen, daß es mir schwer fällt, an jeden neuen zu glauben. Ist doch auch Escovedo überzeugt von seiner Freundschaft und Beide haben wir vielleicht zu offen unsere Klagen, unsere Pläne häufig ihm mitgeteilt.“

„Und er?“ forschte Alexander. „Wie nahm er sie auf?“

„Er suchte stets uns neue Hoffnung zu erwecken und ging sogar so weit, Don Philipps Handlungsweise in scharfen Ausdrücken zu tadeln; ihm brächte es selbst Gefahr, wenn wir seine Briefe an den König verrieten.“

„Er ist sicher, daß Ihr es Beide nicht thun werdet und er wird Alles aufbieten, um einen Verdacht des Königs von sich fern zu halten, denn er hat noch einen tieferen Grund dazu.“

„Und dieser wäre?“

Alexander lächelte ironisch. „Du kennst die Schwester Deiner einstigen Herzensdame, Maria de Mendoza?“

„Die Gemahlin von Ruy Gomez? Sicherlich! Was hat sie mit Antonio Perez zu schaffen?“

„Man flüstert in Madrid sich zu, daß er ihr Geliebter sei.“

„Mir sagte man, daß Don Philipp selbst ihre Gunst begehre.“

„Das ist völlig richtig, doch hindert Eines das Andere nicht.“

„Unglaubliche Kühnheit Beider, wenn es sich so verhielte!“

„Escovedo mag, wenn er nach Madrid geht, sich von der Wahrheit des Gehörten überzeugen und ist ihm dies gelungen, hat er noch ein Mittel Antonio Perez an seine Interessen zu fesseln.“

Das Gespräch begann sich den notwendigen Beratungen über die zunächst zu ergreifenden Maßregeln zuzuwenden. Das Heer konnte vor Mitte December nicht in Luxemburg eintreffen; es galt bis dahin sich gegen eine vierfach überlegene Macht zu behaupten, die bisher geworbenen Truppen zu erhalten und dem immer fühlbarer werdenden Geldmangel durch die verschiedensten Anstrengungen, kleinere Anlehen aufzunehmen, abzuhelfen.

Juan selbst hatte die wenigen Kostbarkeiten, die er noch besaß, längst verpfändet, um an die Truppen den Sold auszahlen zu können, er teilte dem Freunde mit, daß er sogar augenblicklich außer Stande sei, die

eigene Dienerschaft zu bezahlen, welche die Anhänglichkeit an ihn bewog, ihm seit geraumer Zeit schon unentgeltlich zu dienen.

Zum Glücke wußte Farnese einen Ausweg, der dringendsten Geldnot abzuhelfen, bis aus Madrid die erwarteten Mittel eingetroffen. Der päpstliche Nuntius, welcher, um den Unterhandlungen mit den Staaten beizuwohnen, von Gregor XIII. nach den Niederlanden entsendet worden, befand sich in dem Besitze einer größeren Summe Geldes, welches der Papst zur Förderung des gegen England geplanten Unternehmens für Juan bestimmt. Farnese war überzeugt, daß der Nuntius keinen Anstand nehmen werde, dieses Geld ihm jetzt vorzustrecken, wo es sich um einen Krieg handele, der abermals zur Ehre Gottes und zur Behauptung des katholischen Glaubens geführt würde.

Die beiden Feldherren kamen überein, sobald die Ankunft der Armee zu erwarten sei, sich nach Luxemburg zu begeben, dort eine Heerschau über alle versammelten Truppen zu halten und mit diesen zum schnellen Angriff der niederländischen Kriegsmacht zu schreiten. Juan, sowohl wie Alexander, setzten voraus, daß die in Brüssel herrschende Uneinigkeit, die Eifersucht des Adels gegen Oranien, das Mißtrauen,

mit dem man gegenseitig sich bewachte, jede entscheidende That vorläufig hemmen werde, die man gegen sie zu unternehmen beabsichtigte.

*   *
*

Die Ankunft des Jugendfreundes und die mannigfachen Pflichten des Feldherrn, welchen Juan sich in gewisser Erwartung der nächsten Ereignisse zu unterziehen hatte, hinderten ihn Charitas wiederzusehen. Erst als der Tag seiner Abreise nach Marche en Famine festgesetzt, wo ihn das Heer erwarten sollte, mußte Escovedo das schwierige Amt übernehmen, Charitas einen Brief zu übermitteln, der sie an ihr Versprechen mahnte und es gelang dem Vertrauten, seinem ungeduldigen Gebieter die beglückende Zusage zu bringen, daß sie um die zweite Stunde des folgenden Tages an dem bereits angegebenen Orte seiner harren werde.

Es war dies die Zeit, da die Mehrzahl der älteren Nonnen Erlaubniß erhielt, nach dem Mittagsmahle sich in ihre Zellen zurückzuziehen, die Jüngeren in den Wirtschaftsräumen beschäftigt wurden und somit die Abwesenheit der Novize weniger auffällig werden konnte. Benedicta gestattete dem Lieblinge, seit dem letzten Geständnisse, außerdem mehr Freiheit,

als zuvor; es schien, als ob sie durch verdoppelte Güte ihr das Opfer zu erleichtern suche, das man ihr auferlegt, ahnungslos, daß sie dem jungen Mädchen mit dieser Freiheit eine Gefahr bereite und ihr das Opfer der Entsagung noch bitterer mache. Vielleicht dachte Charitas an Beides nicht, als sie an dem festgesetzten Tage im Scheine der Dezembersonne durch den winterlichen Garten eilte, wo sie die kleine Pforte unverschlossen wußte, die zu den Gemüsefeldern und von dort weiter hinaus in das Freie führte. Die Hecke, welche diesen Teil des Gartens umgab, war an einer Stelle mit leichter Mühe zu durchdringen, in zehn Minuten konnte sie an der Kirchhofspforte sein, an welcher Juan sie erwarten sollte.

Der Schnee der ersten Winterwochen war geschwunden, der hart gefrorene Boden gab den Schall der leichten Tritte der Novize wieder, die über das Geräusch derselben erschrak, auf den moorigen Wiesen zeigte sich jenes trügerische Grün, das mit seinen fürwitzigen Sprossen der Jahreszeit zu spotten scheint, bis es unter neuer Eisdecke erstickte, gegen den wolkenlosen Himmel erhoben sich in raschem Fluge die schwarzen Schaaren kreischender Dohlen.

Vom Flusse her traf scharfer Ostwind des Mädchens Angesicht; er spielte mit dem braunen Haar, das sich

unter dem bergenden Tuche hervorgedrängt und zauberte frische Rosen auf die vor Erregung kurz zuvor noch bleichen Wangen. Dort jene Biegung noch und der Kirchhof war erreicht; Charitas' Herz begann hörbar zu pochen, als sie unweit der Pforte zwei hohe Gestalten, in ihre Mäntel gehüllt, zu unterscheiden vermochte; ihr Fuß stockte einen Augenblick, um im nächsten schneller noch vorwärts zu streben, atemlos, mit wirrem Haar sank sie fast bewußtlos in die Arme Juans, der, ihr entgegen eilend, sie aufgefangen.

„Charitas!"

Seine Stimme zitterte, als er den Namen nannte; er blickte in einer ihm sonst fremden Rührung in das holdselige Angesicht, das blaß und regungslos an seiner Brust lag. „Ihr seid gekommen, obwohl ich es kaum erwarten durfte, wie danke ich Euch!"

Sie lächelte zu ihm empor. „Zweifeltet Ihr an mir?"

„Nicht das, Ihr guter Engel, doch weil ich es so lebhaft begehrte, fürchtete ich, daß irgend ein feindlich Geschick Euch hindern würde, Euer Versprechen zu halten," erwiderte er. „Und jetzt — jetzt seid Ihr hier; o, Charitas und darf ich Euer Kommen nicht als jenes Zugeständniß aufnehmen, zu welchem Ihr Euch noch niemals überwunden und welches ich dennoch

ein einzig Mal nur von Euch zu hören mich sehne: daß Ihr mich ein wenig liebt?"

Charitas suchte sich aus seinen umschlingenden Armen zu befreien. „Ihr verspracht mir, mich zu schonen," stieß sie angstvoll und abgebrochen hervor, „o, wenn Ihr wirklich mich liebt, wenn Ihr es ahnt, wie teuer Ihr mir seid, um so viel für Euch zu wagen, als ich es gethan — so erlasset es mir meiner Sünde Worte zu leihen, die ich nicht einmal als solche zu empfinden vermag, wenn ich Eurer gedenke."

Das Tuch war bei ihren heftigen Bewegungen von ihrem Haupte geglitten, Juan suchte es von Neuem um das Haar des Mädchens zu legen, doch seine Hand vergrub sich immer wieder in das seidene Lockengewirr, bis seine Lippen endlich der Hand gefolgt waren und das Haar der Geliebten mit Küssen bedeckten.

„Lasset mich, lasset mich," murmelte sie zitternd, während Thränen in ihre Augen traten.

„Ihr seid grausam," entgegnete er vorwurfsvoll, „doch Ihr wollet es sein und ich habe Euch zu gehorchen."

„Juan!"

Alle verborgene Liebe, aller Schmerz um ihn, alle Reue ihres gequälten Herzens schien sich in dem

Laute zusammenzudrängen, mit dem sie seinen Namen sprach; ihre Augen schienen seine Verzeihung zu erflehen und seine Großmut zugleich, doch ob er die schüchterne Sprache auch verstand, seine Sehnsucht überwog das Mitleid, welches er für die Seelenkämpfe der Geliebten empfand. Vor dem halb bittenden, halb befehlenden Blicke schlossen sich die flehenden, zärtlichen Augen vor ihm, verstummten die süßen Lippen, auf die er jetzt im ersten langen Kusse die seinen preßte.

Der Wind vom Flusse her begann sich stärker zu erheben; Charitas schauerte zusammen, als sie langsam sich aus Juans Armen löste, der ihre Hand noch immer in der seinen haltend, sie in sprachlosem Entzücken betrachtete.

„Ich will jetzt vernünftig sein, ich verspreche es Euch,“ sagte er endlich lächelnd, „wie Vieles nahm ich mir vor, Euch mitzuteilen und habe, seit ich Euch erblickte, Alles vergessen.“

Er legte ihren Arm in den seinen und trat zu Escovedo, der an der Pforte des Kirchhofes lehnte und die schmucklosen Kreuze musterte, welche die Gräber vor ihm bezeichneten.

„Ich habe heut' Euch ein Geschenk mitgebracht, Charitas; werdet Ihr es annehmen, obwohl Ihr einst ein anderes zurückwieset, das ich Euch übersandte?“

Sie wandte sich errötend ab. „Vergebt mir, der Anblick jener Gabe bereitete mir Pein.“

„Ich hätte sie Euch nicht zu senden gewagt, wenn ich gewußt —“ er brach kurz ab, um in verändertem Tone fortzufahren: „Das heutige Geschenk soll Euch und mir, so hoffe ich, mehr Freude bereiten. Sehet hier; ich bringe Euch eine der Tauben, die dazu bestimmt, Botschaften in die Ferne zu tragen. Das Paar, welches ich mir aus Haarlem kommen ließ, ist schon seit Monden in meinem Besitze und ich nahm täglich mir eine halbe Stunde zum wenigsten Zeit, mit ihnen mich zu beschäftigen, um sie an mich zu gewöhnen. Der Täuberich bleibt jetzt bei Euch; er findet den Weg allein zurück, zur Taube, die im Käfig bei mir ist; ihm mögt Ihr eine Botschaft für mich anvertrauen, die lange Zeit mir zu versüßen, während welcher ich vergebens meiner Sehnsucht nach Euch zu gebieten trachte.“

Er nahm aus Escovedo's Händen eine jener grauen Tauben, die man in den Niederlanden zur Ueberbringung von Briefen abrichtete und reichte sie Charitas hin.

„Werdet Ihr sie lieb gewinnen?“ scherzte er. „Sie ist an Schmeicheln und an Tändeln gewöhnt und nur, wenn Ihr häufig mit ihr koset, wird sie

es lernen auch zu Euch zurückzukehren, wohin ich sie ebenso gerne senden möchte, wenn sie wieder bei mir eingetroffen."

Charitas drückte ihre Wange in das weiche Gefieder des Täuberichs. „Dank Euch und seid gewiß, daß ich Eure Gabe lieb gewinne," flüsterte sie. „Ich will sie getreulich pflegen, bis ich sie ihrem Herrn zurücksenden darf."

„Doch darauf lasset zu lange mich nicht warten," sagte er, „bald gehe ich von hier, um zu Luxemburg der Ankunft meines Heeres entgegen zu sehen. Im Januar kehre ich zurück und dann darf ich auf den Besuch des gefiederten Boten wohl hoffen, der mir Kunde von Euch und die Gewißheit eines Wiedersehens bringt."

„Ihr verlasset Namur?" fragte Charitas erschreckt. „O, so ist der Ausbruch des Krieges zu befürchten."

„Ja, Charitas, Gott sei gepriesen, daß ich dieses Leben der Verstellung, des ewigen Haderns um Worte und Versprechungen mit einem Leben offenen und ehrlichen Kampfes vertauschen darf. Wisset Ihr nicht, daß mich die Staaten schon am siebenten Dezember meines Amtes entsetzt, mich für einen Feind des Vaterlandes, einen Verräter und meine Anhänger für Rebellen

erklärt haben? Werdet Ihr Eure Liebe nicht Dem entziehen, den man solcher Vergehen anschuldigt?"

Der strahlende Blick, der den seinen traf, schien die Befürchtung zu widerlegen. „Ich habe, seit ich Euch kenne, mich Eurer Abstammung nicht erinnert; wollet Ihr mich jetzt zwingen, in Euch den Spanier zu erblicken, den ich verabscheuen müßte, wenn ich meines Landes gedächte?"

„That ich nicht Gleiches mit Euch, süße Charitas? Vergaß nicht auch ich, welchem Hause Ihr angehört? Euer Vater zählt zu meinen Feinden; es kann leicht sein, daß ich ihm in der nächsten Schlacht gegenüber stehe."

„O Gott, nur das, nur das nicht," rief Charitas, „nein, nein, es wird dahin nicht kommen. Mein Vater ist, wie ich durch die Aebtissin hörte, in England, mit einem Auftrage an die Königin, von Brüssel aus entsendet."

„Ich hoffe mit Euch, daß er noch lange dort zurückgehalten werde, doch um Euch über Euer Vergehen an dem Vaterlande zu trösten, darf ich Euch auch sagen, daß eine große Anzahl niederländischer Edler meinem Dienste treu geblieben, Graf Barlaimont und alle seine Söhne, Graf Roeulx, der bisherige Statthalter von Flandern, Euer Vetter Hendrik d'Avré

und Andere. Sie erkennen, wie es ihre Pflicht ist, Don Philipps Oberhoheit immer noch an und ist das Glück uns günstig, wird es uns mit den bewährten Truppen, die in Kurzem eintreffen, gelingen, dem Könige die Provinzen zu erhalten."

„Ihr seid, wie ich mit Freuden gewahre, hoffnungsvoller, als da ich zuletzt Euch sah," sprach Charitas.

Er lächelte. „Das macht der Anblick meiner Heiligen, die heute mir ein Engel der Gnade war," erwiderte er halblaut. „Und nun habe ich noch eine Bitte an sie auf dem Herzen, wird sie mir gewährt werden? Ihr sehet, welch ein begehrlicher Mensch ich bin; für das Geschenk, durch dessen Annahme Ihr mich so glücklich macht, heische ich eine Gegengabe."

„Welche, Juan? Was könnte ich Euch geben, das Euch von Werte sei?"

Er ließ seine Hand durch ihr Haar gleiten. „Eine Locke von diesem Haar, das ich so liebe; ich möchte sie als Talisman mit in den Kampf nehmen."

„Doch wie soll ich sie Euch zur Stelle geben? Ich habe weder Scheere, noch Messer bei mir."

„Dafür ist gesorgt," lachte Juan, „Escovedo mußte auf meinen Befehl eine Scheere zu sich stecken Gieb sie her," wandte er sich an seinen Vertrauten

„ich will die Locke selbst abschneiden, wenn Charitas es gestattet.“

Escovedo überreichte mit einer Verbeugung die Scheere dem jungen Mädchen.

„Ihr lachet über mich, Don Escovedo,“ sagte Charitas, in Scham und Verwirrung ihr Antlitz an Juans Schulter verbergend.

„Nein, edles Fräulein,“ entgegnete der Geheimschreiber ernst, „man lacht nicht über Solche, die man so hoch verehrt, wie ich Euch verehre.“

„Reicht Escovedo Eure liebe Hand, Charitas,“ prach Juan, mit möglichster Langsamkeit die gewünschte Locke auswählend, „er verläßt mich leider nur zu bald, um in Spanien besser, als ich es aus der Ferne kann, unsere Sache bei Don Philipp zu führen.“

„Auch er geht fort, er kann sich von Euch trennen?“ fragte Charitas betroffen. „O, Don Escovedo, wie vermögt Ihr dies zu thun?“

„Es ist die Pflicht, welche mir gebietet für meinen Herrn zu wirken, wo ich es mit meinen schwachen Kräften vermag,“ sprach Escovedo, ehrerbietig die gebotene Hand küssend.

Charitas wandte sich zu Juan, der die soeben erhaltene Locke an seiner Brust barg. „Lasset ihn nicht von Euch gehen, Juan,“ bat sie, sich an ihn

schmiegend, „Ihr sagtet mir, wie so getreu er Euch sei und ich bange um Euch, wenn Ihr auch nur Einen derer von Euch sendet, die Euch in Liebe ergeben.“

Juan seufzte. „Es ist unmöglich; geliebtes, teures Kind; Escovedo ist der Einzige, der den Auftrag auszuführen vermag, den die Notwendigkeit erheischt. Ich werde ihn selbst schmerzlich entbehren, doch ist dies leider ja mein Loos, von Allem mich zu trennen, was mir teuer wurde und auch jetzt sind diese flüchtigen Minuten schon verronnen, in denen ich glücklich sein durfte. Escovedo, nimm die Taube noch einmal, Ihr begreifet, süße Charitas, daß ich für den Abschied diese beiden kleinen Hände frei sehen muß, die sich schon viel zu viel mit ihr beschäftigt, um mir nicht Eifersucht zu erwecken.“

Escovedo gehorchte; Juan zog die Geliebte näher an sich. „In wenigen Wochen kehre ich nach Namur burück und ist es mir möglich, sehe ich Dich wieder, zevor der Kampf beginnt. Alexander Farnese, der den Truppen voran geeilt, dringt auf schnelle Abreise und er hat Recht, wiewohl ich schweren Herzens jetzt von hier gehe. Vielleicht leuchtet jene kalte Sonne droben noch besseren Tagen für uns, als die jüngst erlebten waren; bete für uns Beide, Charitas, daß es so sei; die Hoffnung jeglichen Glückes, das mir

der Himmel noch beschieden, ist jetzt mit Deinem Bilde unlöslich verbunden."

Ueber Charitas' Züge ging ein Ausdruck stiller Verzweiflung; sie klammerte sich an ihn. „Ich darf auf kein Glück hoffen, das ich aus Eurer Hand empfangen könnte; mein Loos ist Entsaguug, mein Urteil gesprochen, das mich in das Grab des Lebens bannt. Ein jeder Tag bringt mich der Schreckensstunde näher, da ich geloben muß, jegliches irdisches Wünschen in meiner Brust zu ersticken und selbst der Erinnerung keinen Raum mehr zu gestatten, die mir von vergangenen Tagen spricht."

„Würdest Du geloben, mich zu vergessen, Charitas," fragte er, zu ihr herab geneigt, „könntest Du es noch nach dieser Stunde? Täusche Dich nicht; was auch Deine Pflicht zu sprechen Dir gebietet, — jeder Pulsschlag Deines Herzens flüstert Dir es zu: jene kalten Heiligen haben kein Recht mehr an Dich, — Du bist mein."

Seine Arme hielten sie fest umschlossen, seine Worte wurden zu bestrickenden Schmeichellauten, während er das blasse, schöne Antlitz, Haar und Hände des Mädchens küßte, das widerstrebend und doch mit einem geheimen Schauer des Entzückens seine Liebkosungen duldete.

„Und wenn ich Dich anflehte, die Kette zu brechen, die Dich zu Deiner Qual gefangen hält,“ flüsterte er, die flammenden blauen Augen in die ihren senkend, „wirst Du den Mut und die Kraft finden, es für mich zu thun?“

„Wie wäre dies mir möglich?“ erwiderte sie beklommen. „Ich bin machtlos und allein.“

„Du sollst die Lösung meiner Worte später erhalten, teures Kind; bis dahin gedenke ihrer und frage Dein Herz, wie es mir antworten würde, wenn Du ihren Sinn gefunden hast.“

Escovedo kehrte mit dem Pferde seines Gebieters zurück, das er in einiger Entfernung an einen Baum gebunden hatte, sein Auge ruhte mit Teilnahme auf dem jungen Geschöpfe in Juans Armen; war es ein glückbringender Stern gewesen, der sie zu dem Manne geführt, an dessen Blick der ihre weltvergessend, anbetend hing, war es nicht weit mehr jenes dunkle Verhängniß, das, die Seele des Reinen langsam umklammernd, ihn auf jenen Abweg leitet, welcher ewiges Verderben ist?

„Hoheit wolle sich erinnern, daß Seine fürstliche Gnaden Euch daheim erwartet,“ wagte er zu bemerken. „Auch habe ich dem edlen Fräulein noch das notwendige Briefpapier für die Taube, sowie die An-

weisung zu geben, wie sie dasselbe dem Boten an den Flügel befestigen kann."

Juan erkannte seines Untergebenen Absicht, die Unterredung durch sein Dazwischentreten zu enden; er erhob scherzhaft drohend den Finger.

„Du übst, wie immer, das Amt des Cherubs mit dem feurigen Schwerte, der den Sterblichen aus seinem Paradiese treibt," sagte er, „ist es Besorgniß um Charitas' Gesundheit, welche unter dem rauhen Wetter leiden könnte, die Dich zu Deiner Mahnung veranlaßt?"

„Auch diese, wenn schon nicht sie allein," erwiderte der Vertraute mit der Aufrichtigkeit, welche er sich Juan gegenüber gestatten durfte und sich an Charitas wendend, fügte er hinzu: „Ich habe in diesem Täschlein hier Euch einige jener Papiere zurecht gelegt, wie Ihr sie für Eure Botschaften benutzen könnet, auch die Nadeln beigefügt, mit welchen Ihr sie an den Schwungfedern befestigen müsset. Sehet her, edles Fräulein, die Nadel darf nicht mit ihrer Spitze gegen den Körper der Taube gerichtet werden, noch ein Streifen des Papieres herabflattern, sie im Fluge zu hemmen, damit sie ihr Ziel nicht verliere, wenn Ihr sie absendet."

„Ich danke Euch, Don Escovedo," sprach Charitas,

„und nicht allein für Eure Belehrung, sondern ebenso für die Freundschaft, mit welcher Ihr mir stets begegnet seid. Mögen Gott und seine Heiligen Euch auf Eurem Wege behüten, Euch glücklich zu Eurem Herrn zurückführen."

Escovedo küßte nicht ohne Bewegung den Saum ihres Mantels. „Wollet meiner im Gebete gedenken, das für meinen teuren Herrn fleht, sowie ich Eurer stets in Anbetung und Bewunderung gedenken werde," sagte er.

„Du machst den Abschied von Escovedo Dir und ihm schwerer, als es sein sollte, Geliebte," sprach Juan, „und mir selbst flößest Du ein trübes Ahnen in das Herz, wenn ich Dich so ernst sehe. Er kommt in wenigen Monaten wieder, denn er weiß wohl, daß ich seiner nicht entbehren kann. Lebe wohl, Du holder Schutzgeist, der für uns Beide bittet, — einen Kuß noch — nein, nein, wende Dich nicht ab, noch ist der Schwur nicht geleistet, der Dich auf ewig von mir trennt; bis dahin verlange ich mein Recht; bis dahin sind die süßen Lippen noch mein, die außer mir keinem irdischen Wesen je gehören sollen."

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei=Actien=Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette=Vereins.